

DIE SCHLESISCHEN MASSIVEN
WEHRBAUTEN

BAND 2. FÜRSTENTUM BRIEG
KREISE BRIEG · OHLAU · STREHLEN

VON DR. PHIL. HABIL. KURT BIMLER

WRESLAU 1941 · IN KOMMISSION: HEYDEBRAND VERLAG

120431 II

DIE SCHLESISCHEN MASSIVEN
WEHRBAUTEN

BAND 2. FÜRSTENTUM BRIEG
KREISE BRIEG · OHLAU · STREHLEN

Prozpedowski 1953

VON DR. PHIL. HABIL. KURT BIMLER
BRESLAU 1941 · IN KOMMISSION: HEYDEBRAND VERLAG

BI-12



120431 II

№. 9 32 / D / 77

Fürstentum Brieg.

Von den drei mächtigsten Oderstädten in Niederschlesien konnte Brieg gegen das im Mittelalter zeitweise selbst mit Breslau konkurrierende Glogau den Wettstreit aufnehmen. Das ist am augenfälligsten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts der Fall, wo die friderizianisch geartete Persönlichkeit Herzogs Georgs II. in parallel begrenzter, um zwei Jahrhunderte zurückstehender Zeitlage die wirtschaftlichen und kulturellen Kräfte und Strömungen des ererbten und 1547 übernommenen Fürstentums zusammenfaßte und den Wohlstand des Landes zu einer in dessen Geschichte fast beispiellosen Blüte führte.

Freilich standen Herzog Georgs Stärke und Erfolge auf den Schultern einer nicht weniger energischen Persönlichkeit. Das entscheidende Moment für die Entwicklung des Brieger Landes aber war, daß es durch diesen Vorgänger, Herzog Friedrich II., 1547 endgültig vom Stammesgebiet Liegnitz abgetrennt wurde, nachdem es bereits im 14. Jahrhundert von eigenen Dynasten regiert worden war, so daß das selbständige Kräftezentrum im Odergebiet erneut seine Auswirkungen zu voller Entfaltung bringen konnte.

Daß in den vorangehenden Jahrhunderten ein machtvolles Gedeihen des damaligen Teilfürstentums Brieg dank der zivilisatorischen Anstrengungen der deutschen Rückwanderer und einzelner führender Persönlichkeiten wie der des ersten, 1359 bis 98 regierenden Ludwig vorhanden war, wird erwiesen durch das Wachstum der Stadt- und Landgemeinden und Rittergüter und nicht in letzter Linie durch den zu Tage tretenden Willen, die Früchte der segensvollen Arbeit durch starke Befestigungsanlagen zu schützen. Die mittelalterlichen mächtigen Stadtmauern von Brieg und Strehlen, auch die weniger umfangreichen von Ohlau und Nimptsch zeugen von diesem untenwegten Streben. In der Folgezeit wahrte das Fürstentumszentrum Brieg den Vorsprung in seinen, über den veralteten Stadtmauergürtel hinausgreifenden Bollwerken, während die kleinere, seit 1651 abgezweigte Residenzstadt Ohlau die gleichen Befestigungsmaßnahmen einer persönlichen herzoglichen Initiative verdankte.

Das zu dem Fürstentum vorübergehend im 14., 16. und 17. Jahrhundert gehörende, eine südöstliche Fortsetzung auf der rechten Oderseite bildende Kreuzburg mit seinem Kreisgebiet nahm in örtlich bedingtem Abstände an der wirtschaftlichen wie wehrmäßigen Entfaltung teil. Als reichlich mit Oberschlesien verquickter Bestandteil gliedert sich dieser Kreis Kreuzburg besser in jenen Provinzabschnitt ein und soll auch seine mittelalterliche Befestigungsgeschichte in dessen Rahmen erhalten.

Die letzte Neuordnung der Kreise hat auch aus dem Umfang unseres Fürstentums den Kreis Nimptsch als solchen kassiert und dessen Teile anderen zugeschlagen. Die Stadt Nimptsch fiel dem Kreise Reichenbach

und damit dem Bereich des ehemaligen Fürstentums Schweidnitz zu. Andererseits sind auch Randgebiete der ehemaligen Fürstentümer Breslau und Münsterberg den Verwaltungseinheiten des Brieger Landes zugewiesen worden.

Kreis Brieg.

Die lokale Unmittelbarkeit der Ausstrahlung landesherrlicher Verwaltungskunst und Fürsorge sowie der Ausfluß des hier wirksamen Handelsverkehrs gaben dem zu beiden Seiten der Oder gleichmäßig gelagerten Kreise den Vorrang schlechthin. Der Kreisteil auf der rechten Oderseite steht infolge seiner spärlicheren und auch erheblich später vorgenommenen Durchdringung mit deutschen Bauern an Erträgen und an wehrhaften Objekten nach.

Die Stellung des Oderstromes als schützenden Faktors ist zu allen Zeiten und für alle anliegenden Länder eine stets unverrückbare gewesen. Auf ihrer linken Seite verband die Ohle in ihrem unregelmäßigen Lauf schon im Strehleiner Kreise eine Kette von befestigten Rittersitzen, die in deren schützenden Wasserschlingen eingebettet lagen, mit den landesherrlichen Verteidigungszentren. Die Rolle der Neiße an der Südgrenze gegen Oberschlesien ist im Mittelalter eine unwesentliche, obwohl wir uns hier in deren Bereich bereits dem Schutzgürtel vorgeschichtlicher Geltung nähern, der als „Preseka“, d. h. als undurchdringbare waldige Abwehrzone zu einem großzügigen Befestigungssystem gegen den tschechischen Eindringling gehegt wurde. Auf der rechten Oderseite kommt dem Stoberfluß eine der Ohle drüben bei weitem nicht gleiche Bedeutung als Schutzelement zu, obwohl gerade hier an ihm schon in früher Zeit ein das Mittelalter nicht überdauerndes Wehrzentrum zur Erstarkung gekommen war, dessen Auswirkungen kultureller Art noch bis an den Anfang der Neuzeit verfolgbar sind. Auch da handelt es sich um Burgen auf wasserumspültem Eiland, denn die das Land allgemein charakterisierende Flachheit hatte die Entstehung von Höhenburgen ausgeschlossen.

Stadt Brieg.

Die mittel- und nachmittelalterlichen Wehrbauten Briegs teilen das Schicksal von denen der als Vorbild in der Planung stets nachgeahmten Stadt Breslau. Mit möglichster Gründlichkeit sind sie, das stolze Erbe einer bewunderungswürdigen heldenhaften Vergangenheit und Opferwilligkeit, im 19. Jahrhundert ausgerottet worden.

Vorzüge hat Brieg insofern aufzuweisen, als es das einst im Mittelpunkt seines Wehrsystems stehende Schloß, wenn auch in verstümmeltem Zustande, erhalten und in seinem inneren Grüngürtel mit dessen Zickzackwegen auf den ehemaligen Bastionswällen und mit den zum guten Teil

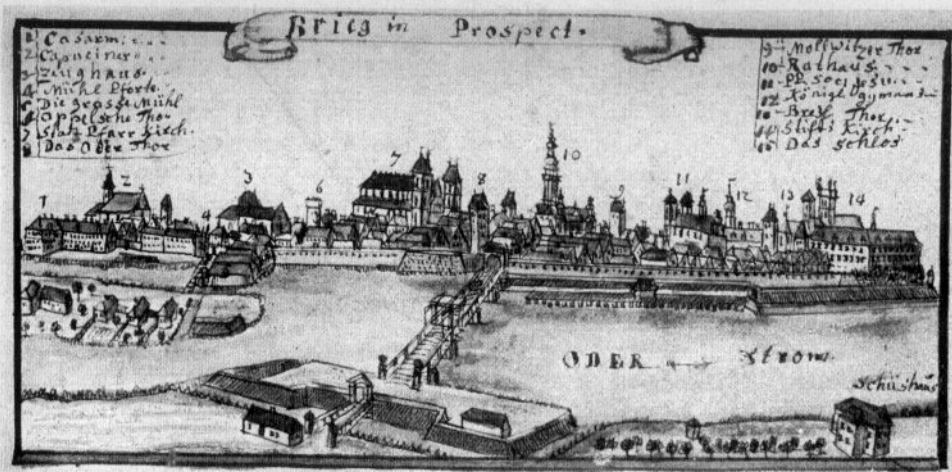


Abb. 1. Brieg von Norden aus von F. B. Werner. Am Ende der Brücke das Walltor, links die Bastion Hautcharmois (piatta forma). Im Vordergrund der Brückenkopf.

verschonten nassen Festungsgräben die Erinnerung an das ausgedehnte Befestigungssystem in linearer und plastischer Augenfälligkeit bewahrt hat.

Eine zusammenfassende und sachlich getreue Würdigung der historischen Wehrbauten der Stadt ist bisher nicht unternommen worden. Ansätze dazu sind vorhanden. Hans Lutsch hat sich 1889 in seinem Inventarisationswerk Band 2 einzig auf das Walltor an der Oderbrücke beschränkt. Die bedeutenderen Ortschroniken von K. Schönwälder (1847), Karl Aug. Schmidt (1845) und H. Schönborn (1907) verzeichnen in üblicher Geschichtsschreibung ohne Gleichschaltung archivalischer Nachrichten und tatsächlicher Befunde einzelne Daten von Befestigungsarbeiten.

Einen ersten bedeutungsvollen Schritt zur Aufweisung der versteckten Wehrbaureste hat Studienrat Ernst Günther 1929 in seinem „Illustrierten Führer durch Brieg“ und in der Folge in Beiträgen zu den „Brieger Heimatblättern“ und in den „Heimatkalendern“ unternommen. Mit dem Verständnis des Forschers und Künstlers geht er den architektonischen Schönheiten und Befestigungswerten der mittelalterlichen Stadt nach und deckt sie auf seinem instruktiven Rundgange durch Straßen, Häuser und Höfe auf. Eine wertvolle Ergänzung dazu bietet Ernst Günther in den von ihm erfolgreich beharrlich vervollständigten Sammlungen des Schloßmuseums, in denen auch gedruckte Festungspläne und Stadtansichten nebst Waffen und anderen geschichtlichen militärischen Ausrüstungsstücken in großer Auswahl vereinigt sind. Ein fortgesetzter Ausbau dieser Abteilung in den zu neuer Entfaltung stehenden Schloßräumen wie vielleicht auch einmal in dem jetzt der Stadt gehörenden ehemaligen herzoglichen Zeughaus, dem monumentalen Kirchengebäude des Franziskanerklosters, vermöchte der einstigen hochbedeutsamen Stellung der durch alle Jahrhunderte wehrhaften Stadt und Festung ein aufschlußreiches Heimatsbild liefern und ein Fortbestehen in der Idee bewahren.

In einer neueren „Urkundlichen Geschichte der Gründung und ersten Entwicklung der Stadt Brieg“ wagt sich 1934 der Verfasser Adolf Schaube auch auf das Gebiet der ersten Stadtplanung und Befestigung. Bei frischer und kritischer Darstellungsweise und verhältnismäßig sachlicher Einstellung konnte er auf diesem Gebiete nicht zu richtigen Ergebnissen gelangen, weil ihm hierzu die einschlägigen Kenntnisse abgingen. Eine darauf fußende, 1935 folgende „Städtebauliche Studie über die

Piastenresidenz zum Brieger" von Gustav Schoenaich entbehrt trotz ihres Titels und Tones infolge des rein philologischen Gesichtskreises des Autors, dem die notwendige Vertrautheit mit den Elementen einer Stadtraumentwicklung wie des Befestigungswesens und historischer Bauformen überhaupt fernsteht, einer wissenschaftlich korrekten Bedeutung.

In der Reihe der veröffentlichten Darstellungen des in seiner Verstümmelung doch hochwertigen und einst prachtvollen Renaissancepalastes ist mein eigener Beitrag als zweites Heft der „Schlesischen Burgen und Renaissanceschlösser“ 1934 erschienen. Alle das gesamte Stadtplanungs- und Befestigungswesen betreffenden Probleme sind dort höchstens gestreift. Denn dieser Renaissancebau bildet in Entstehung und Anlage baulich eine in sich durchaus geschlossene Einheit und gesonderte Erscheinung. Sein schon stadtmäßiger Wohnhauscharakter mit verhältnismäßig weit geöffneten Fronten hat das Wesen der isolierenden Verteidigungsanlage bereits abgestreift. Es erscheint in den Bereich des gesamtstädtischen Befestigungsgürtels als Schutzobjekt eingeschlossen. Erforderlich wird nun eine Ergänzung in Richtung auf die gotische Burg, die als solche trotz ihrer üblichen Sonderstellung einen wesentlichen Bestandteil im System der mittelalterlichen Stadtverteidigungsanlage einnahm.

In der Erfassung des heutigen wie einstigen Wehrbautenbestandes hat sich wiederum Ernst Günther als stets zur Auskunft bereiter Kenner erwiesen. Die Durchsicht städtischer Akten, insbesondere des ersten ältesten Stadtbuches, machte mir Stadtarchivar Georg Wenzel trotz hemmender Schwierigkeiten möglich. Zur Vervollständigung der archivalischen Studien im Grundstücksamt verhalf mir Stadtinspektor Max Prescher mit sehr interessiertem Verständnis für alle einschlägigen Fragen und Probleme durch Aufweisung der notwendigen Unterlagen.

Bei der praktischen Durchführung der Untersuchungen, insbesondere bei der Ermittlung von Stadtmauerresten und auch jüngeren Wehrbauabschnitten unterstützte mich Städtischer Vermessungsrat Joachim Hildebrand infolge seiner hervorragenden Kenntnis des Bestandes an älteren Bauten in Brieg und dank seiner Neigung zu den historischen Formen der Befestigungskunst überhaupt. Daher die Durcharbeitung des wohlgeordneten historischen Materials an Grundrissen der Altstadtgebiete nebst des Bastionenkranzes in so geförderter Weise vor sich gehen konnte. Soweit Staatsarchiv und Stadtbibliothek in Breslau als Quellenlieferanten auftreten, werden sie jeweilig als solche namhaft gemacht.

Stadien der ältesten Stadtplanung

Von Adolf Schaube werden drei ehemalige, noch im Umfang der Stadt liegende Dörfer Visokebrzeg (= hohes Ufer), Rathau und Malkwitz als Urzellen des im 13. Jahrhundert erstehenden Stadtgebildes Brieg hingestellt. Das erstere hatte den Vorzug, mit seinem zweiten Namensteil die Benennung dem künftigen Marktort zu liefern, der den Charakter einer zu deutschem Recht ausgesetzten Stadt in einem der Jahre vor 1250 erhielt. Zu diesem Zeitpunkte wird die Stadt zum erstenmal urkundlich als solche legitimiert. Ob das mitgenannte Dorf Malkwitz wirklich im städtischen Weichbild gelegen hat, bleibt dahingestellt.

Die Spanne bis zum frühesten Datum der Stadtgründung ist sehr gering. Das Frühjahr 1241 mit seinem alles vernichtenden Mongolensturm ist die äußerste Grenze nach rückwärts. Die zeitliche Parallelschöpfung Breslau steht trotz anders gearteter Gründungsvoraussetzungen der Oderbrückenstadt Brieg hinsichtlich der räumlichen Gestaltung nahe.



Abb. 2. Brieg von F. B. Werner. Der bastionäre Befestigungsgürtel in schlechter Verfassung und flüchtig aufgenommen.

Daneben stand bereits eine herzogliche Burg, deren erste Erwähnung in einer 1235 verfaßten Urkunde geschieht.

Die Stadtgründung wird dem Herzog Konrad, dem späteren Glogauer Regenten, oder dem Breslauer Heinrich III. zugeschrieben. Die Entscheidung für diesen oder jenen muß hier beiseitegestellt werden. Uns beschäftigt allein die Tatsache, daß damals in Anlehnung an die westlich verbleibende Herzogsburg eine vollkommen neue Planung eines Marktortes größeren Maßstabes vorgenommen wurde, der als Kern der heutigen Altstadt in noch wenig angetasteter Form aus dem spätmittelalterlichen erweiterten Umfange ausgesondert werden kann.

Wenn Schoenaich in seiner „Städtebaulichen Studie“ auf Seite 7 die Ansicht vorbringt, daß „nicht nach einem vorbestimmten Plane für die Gesamtanlage die Aufteilung des zugewiesenen Stadtraumes in regelmäßige Häuserblöcke“ stattfand, sondern daß „die Bebauung allmählich vom Ringe ausging“, so beweist er geringes Verständnis für architektonische Planungsarbeit. Seine abwegige Auffassung hängt auch von der mangelnden Durchdringung der zu sondernden Entwicklungsstufen ab, die bis zum Umfang des durch die mittelalterliche Stadtmauer begrenzten Stadtraumes durchschritten werden mußten.

Von einem gleichgerichteten Auffassungsfehler hat sich auch Adolf Schaub nicht freigehalten. Er glaubt wohl an eine primäre Planung der Altstadt, aber im gesamten Umfange, und verfällt auf Seite 43 dem Trugschluß, daß er den südlichsten, vom Breslauer zum Neisser Tore reichenden Streifen mit der Langen Straße als Bestandteil eines alten Handelsweges, der auf der einen Seite über das Visokebreg benachbarte Rathau hinaus nahe der Oder nach Breslau weiter führte, während der auf der andern Seite durch das Briegischdorfer Tor seine Fortsetzung nach Neisse und Oppeln hin fand, von den Stadtgründern in klarer Erkenntnis von vornherein einbezogen“ worden sei.

Daß die Blockeinteilung bezw. die Führung der Querstraßen außerhalb des alten Süd-Nord-Weges durch das Mollwitzer Tor in diesem Südstreifen mit derjenigen des nordwärts sich erstreckenden Kernes nicht übereinstimmt, hat Schaub übersehen. Die Lage der Tempel-, Wilhelminen- und Stadtarztgasse im Verhältnis zu den Achsen ihrer Fortsetzungen, der Friedrich-, Aepfel- und Milchstraße, beweist das Gegenteil, nämlich Entstehung in einem zusätzlichen Planungsakt. Ebenderselbe hat auch nicht beachtet, daß das Neißer Tor kaum in der Frühzeit der Gemeinde bestanden hat und daß für den weiteren Verlauf der Stadtentwicklung noch andere Altstadtbezirke einen sekundären Planungscharakter haben, der zum Teil sogar in urkundlichen Überlieferungen zum Ausdruck gelangt ist. Wir müssen uns zunächst mit der noch zu beweisenden Tatsache abfinden, daß der älteste Stadtraum, wie in Breslau und Neumarkt, erheblich geringer an Umfang war. Diesen Kern habe ich in meiner Entwicklungszeichnung des Stadtgrundrisses Abb. 3 durch gekreuzte Schraffierung herausgehoben.

Die Grenze dieses Altstadtkernes ist nach Süden hin leicht bestimmbar. Die Pfarrkirche mit ihrem ehemals und heute zum Teil bebauten Friedhof kennzeichnet die Lage der Südostecke genau, die Südwestecke lag an der Nordwand der Langen Straße in Höhe des Grundstückes Nr. 6. Im Osten waren die Polnische und Nikolaistraße die Randgasse. Im Norden trennen die Klompner-, Nagelschmiede-, Jungfern- und Sperlingsgasse das hinzukommende Altstadtgebiet ab. Im Westen verläuft die Scheidungslinie etwa mitten quer durch die zu beiden Seiten der Burg- und Wagnerstraße liegenden Blöcke.

Vom Standpunkt der folgenden Stadterweiterung aus gesehen kann die Lage der Grenzen des Kernes vielleicht klarer durch die Aufweisung der hinzukommenden Gebiete bestimmt werden. Auf der Südseite stellt der gesamte Streifen zwischen der Langen- und Lindenstraße den Zuwachs dar. Im Osten ist die Grenzverschiebung stärker in der Tiefe gewesen, die fast zwei Blöcke ausmacht. Die Verlegung des Oppelner Tores aus seiner anfänglichen Stellung, etwa im Zuge der Nikolaistraße, in die spätere Altstadtgrenze, die sich hier an die Linden- und Kapuzinerstraße

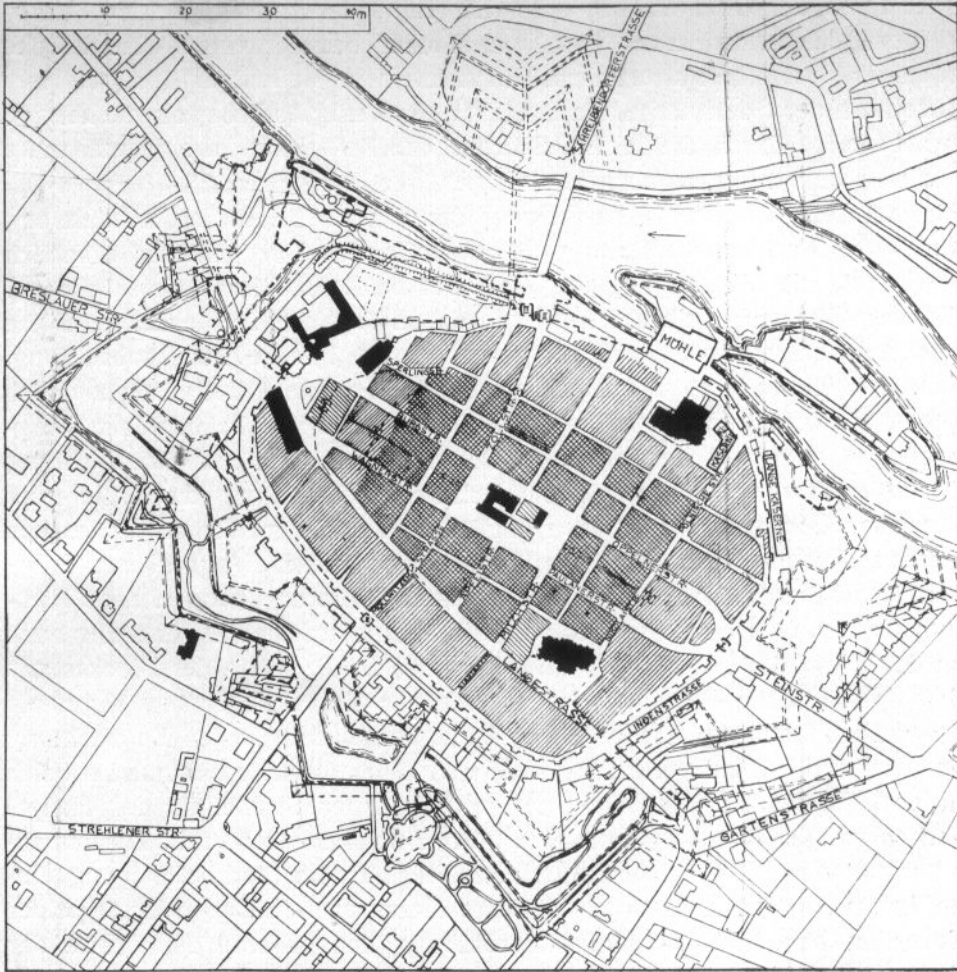


Abb. 3. Grundrißentwicklung der Stadt Brieg. Die Bastionen und Ravelins ohne Berücksichtigung der Waffenplätze und der Scheibendorfer Redute jenseits des Brückenkopfes nur angedeutet.

heranschiebt, markiert die Ausbreitung. Die den östlichen Mittelblock teilende schmale Gasse, eine sogenannte Anzucht, nehme ich als ursprüngliche, etwas breitere Straße nach dem Oppelner Tore für die erste Stadtplanung in Anspruch. In dem westlich anstoßenden Mittelblock muß diese Gasse unter Einwirkung des Raum mangels am benachbarten Marktplatz der Bebauung anheimgefallen sein. Daß hier auf der Ostseite, wie in Breslau, zwei Tore für die Oppelner- und Paulanerstraße, also für zwei Ausfallstraßen, im ersten und ältesten Stadium gestanden hätten, ist unwahrscheinlich. Auf der Nordseite ist das zunächst garnicht oder mit leichten Häusern (Fischergasse?) bebaute, stets der Überschwemmung ausgesetzte und erst allmählich in zähem Ringen abgewonnene Ufer-

gelände an der Oder entlang unter Einschluß der von den beiden Hauptklöstern der Franziskaner und Dominikaner beanspruchten Grundstücke in seiner Gesamtheit abzuziehen. Die Achse vom Mollwitzer (Malkwitzer?) Tore nach der Oderbrücke, die zunächst nur wenig östlicher als die heutige lag, bewahrt durch die leichte Schräge der Zollstraße ihre angestammte Stellung im streng rechtwinklig aufgeteilten Stadtgrundriß.

An der Westfront ist die Aufdeckung der ursprünglichen Stadtausdehnung durch die Nachbarschaft des weit ausgreifenden Burggeländes erheblich erschwert. Die Übertragung der Tiefe der beiden mittleren Ostblöcke auf die des Westens ergibt zunächst deren anfängliche Ausdehnung. Diese Maßanwendung erweist sich als gerechtfertigt infolge der Beobachtung, daß die im äußeren Block als Anzucht erhaltene Mittelgasse ziemlich genau an ihrer ursprünglichen Endstelle in Höhe der Grundstücke Burggasse Nr. 19 und Wagnergasse Nr. 20 einen Knick hat und ihre Richtung ändert. Daß dies gerade an dem Punkte geschieht, wo das erste oder Breslauer Tor gestanden haben muß, kann nicht als Zufall angesehen werden. Zudem weisen auch die inneren Fronten der Wagner- und Burggasse von dieser durch den Knick gelegten Linie an entsprechende Richtungsänderungen auf. Die hier von mir behauptete Stadterweiterung auch an der Westseite mit einem Radius bis etwa in die Mitte des Blockes mit dem katholischen Pfarrhaus kann auch aus Berücksichtigung allgemein geltender Planungsgesetzlichkeit und aus der eindringenden Beobachtung der Grundrißformen gefunden werden. Auf der Ostseite bekundet sie sich in der Verwendung der Oppelner und Paulaner Straße als der Hauptverkehrswege, fast im Sinne heutiger Einbahnstraßen, mit Zusammenschluß an der Stadtperipherie und einheitlich in die Stadtbefestigung eingefügtem Aus- und Eingang. Die Lage dieses zweiten Ost- oder Oppelner Tores ist bekannt. Dieselbe Linienführung der äußeren Abschnitte der Burg- und Wagnerstraße dürfen wir mit gutem Grunde auch bei gleich gelagerten Straßen der Westseite erwarten. Der Punkt, wo das zweite West- oder Breslauer Tor gestanden hat, ist weder urkundlich überliefert, noch durch Baubefund beweisbar, darf aber ohne Bedenken in der Achse der Anzucht ziemlich in der Mitte des Pfarrgrundstückblockes vermutet werden. Die Schrägen der Junkerngasse Nr. 8 bis 10 und der Südseite des Sperlingbergblockes weisen in dieser Richtung nach dem angenommenen Orte der Torstellung hin. Daß der den Dominikanern erst 1335 überlassene, sich östlich vom neuen Schlosse bzw. vom jetzt weggerissenen Salzmagazin (Exerzierschuppen) sich erstreckende „Berg“ in die erste Stadterweiterungszone einbezogen wurde, ist unwahrscheinlich. Höchstens ein Teil dieser flachen Erhebung, der unter dem Namen des Sperlingsberges bekannte Block, kommt in Frage. An der Südwestecke ist der mit dem Gymnasium bebaute Blockabschnitt abzuziehen.

Gegen den Umfang der ersten Grundrißfläche mit etwa 25 Blöcken war

die Stadtgröße durch die bedeutsame Erweiterung um etwa ein Drittel gestiegen und hatte jetzt ungefähr die Ausdehnung der ersten Grundrißfläche der neu gegründeten Stadt Breslau erreicht. In der Dichte der Bevölkerung blieb Brieg freilich hinter Breslau erheblich zurück.

Der Stadtkern verkündet die Einheitlichkeit und Strenge des ersten Planungswillens. Die zwei Hauptverkehrsrichtungen, die durch die große Handelsstraße vom Südosten über Oppeln her nach der Ostsee über Breslau hin einerseits und im Zuge des Oderüberganges andererseits motiviert werden, legen das Achsenkreuz für die Aufteilung in Blöcke fest. Daß sich hier in gewissem Sinne das Straßenführungsschema des Breslauer Altstadtkernelplanes mit ungefährer Ostwestrichtung des Haupthandelsweges und Nordsüdader der Oderbrückenachse wiederholt, ist nicht bloß ein Zufall, sondern innere Gesetzmäßigkeit unter Einschluß noch anderer gleichgerichteter Grundsätze der Stadtbaukunst. Die Verwandtschaft der Planungsformen beruht möglicherweise auf der Planungstechnik eines und desselben Architekten und offenbart weitgehendes Verständnis für Siedlungswesen und Stadtgestaltung.

Die erörterte Stadterweiterung können wir sehr wohl an das Ende des 13. Jahrhunderts setzen. Wir gelangen jedoch bei Verfolgung der Altstadtentwicklung zu der Erkenntnis, daß auf der Westseite noch eine zweite Ausdehnungsstufe vorhanden ist. Durch die Austauschurkunde von 1377 erwarb Herzog Ludwig I. von der Stadtgemeinde das Gelände um den heutigen Stiftplatz zum Zwecke der Bebauung mit Wohnhäusern für die Geistlichen des neubegründeten Domkapitels. Wenige Jahre vorher hatte er in seiner Dotationsurkunde die Absicht der Stadtmauerverlegung in das zunächst überwiesene Stiftgebiet westlich des Platzes ausgesprochen. Die Realisierung des Vorhabens ist durch den noch zu erörternden Befund bewiesen. Die Grenze der Stadt wurde also in der unmittelbaren Nähe der Burg verschoben. Damals oder in der Folgezeit, möglicherweise sogar erst im 16. Jahrhundert, trat eine Umbildung des bogenförmig begrenzten Blockes mit dem außer Dienst gestellten Breslauer Torturm zu dem Rechteck ein, das sich heut mit dem Pfarrgrundstück gegen das Schloß vorschiebt. Die Spuren der Umbildung der mittleren Blöcke sind an den Richtungsänderungen der inneren Fronten der Burg- und Wagnergasse ablesbar.

Die erste Stadtbefestigung

gehört dem Kindesalter der Gemeinde und mit ziemlicher Gewißheit der nicht massiven Bauweise an. Reste einer ersten, den kleineren Kern umschließenden Mauer haben sich, wie etwa in Breslau, weder in Bild und Schrift noch in Stein erhalten. Die Behauptung darf trotz der gerade für die Massivausführung des Beringes geeigneten Rechtecksform des Stadtgrundrisses aufgestellt werden.

Andererseits versteht sich die Ausnutzung von sicherndem Graben samt Wall und Pallisaden bei dem Charakter einer wertvolle Güter beherbergenden und ansammelnden Stadt auch für die allererste Zeit von selbst. Nur so wird das ausdrückliche Versprechen in der herzoglichen Lokationsurkunde aus dem von A. Schaubé in Anspruch genommenen Jahre 1247, *infra duos annos civitatem munire d. h. innerhalb zweier Jahre die Stadt zu befestigen*, in der Tragweite ihres Inhaltes verständlich. Zweifel an der Ausführung, wie sie noch derselbe Schaubé Seite 44 äußert, sind nicht am Platze, zumal auch schon die Stadtplanung im ursprünglichen Stadium die Anlage von Toren, die nur in einem Befestigungsgürtel Sinn haben, voraussetzt.

Die Linienführung dieser ersten Befestigung und die Tore gehören an die Peripherie des Stadtkernes und sind hinsichtlich ihrer Lage jenseits der das gekreuzt schraffierte Gebiet umziehenden Straßen (Wallgassen) nach der Entwicklungszeichnung gut vorstellbar. Gemäß meiner vorangehenden Darstellung ist mit vier Tortürmen zu rechnen. An der Ost- und Westseite habe ich je einen Turm, wie bereits gesagt, in den Mittelachsen der Blöcke angenommen. Nach der Planung sowohl wie nach dem Muster von Breslau ist auch das einstige Vorhandensein von je zwei Tortürmen möglich wenn auch unwahrscheinlich. Spuren davon außerhalb des Erdbodens sind nicht zu erwarten.

Die Stadtmauer

mit ihren Toren und Türmen ist bis auf kärgliche Reste in seltener Vollständigkeit im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts das Opfer der Spitzhacke geworden. Diese leidige Tatsache erschwert die Erörterung ihrer einstigen Form ungemein. Genaue Aufnahmen wie in Breslau sind nie gemacht worden. Auch noch in allerletzter Zeit, vor zehn Jahren, ist beim Abbruch des ehemals von Bervilleschen Hauses in der unmittelbaren Nachbarschaft der Schloß-(Hedwigs-)kirche die letzte Gelegenheit versäumt worden, eine genaue Vermessung und Aufzeichnung mit dem dort einschließlich der Brüstung verschont gebliebenen Wehrgänge vorzunehmen. Zum Glück hat Joachim Hildebrand zu einem Baubefund aus der Erinnerung verholfen.

Um nun gleich einen Überblick über den Stand der Erhaltung der Stadtmauer zu liefern, so werden die minimalen Reste der Reihe nach aufgezählt: Im Nachbarhause des vorher genannten Grundstückes, Ecke Schloß- und Bresläuer Torplatz, bildet sie die Rückwand im Erd- und Obergeschoß, soweit sie im Hofe steht. An der Basis mißt sie noch 1,22 m. Daß an ihrer Seite nach dem Hofe zu eine Schicht von ziemlicher Stärke bereits verwittert war und abgestemmt worden ist, beweist ihre nach oben zunehmende Verjüngung bei einer trotz des Putzes wahrnehmbaren ungleichmäßigen Oberflächenbehandlung.

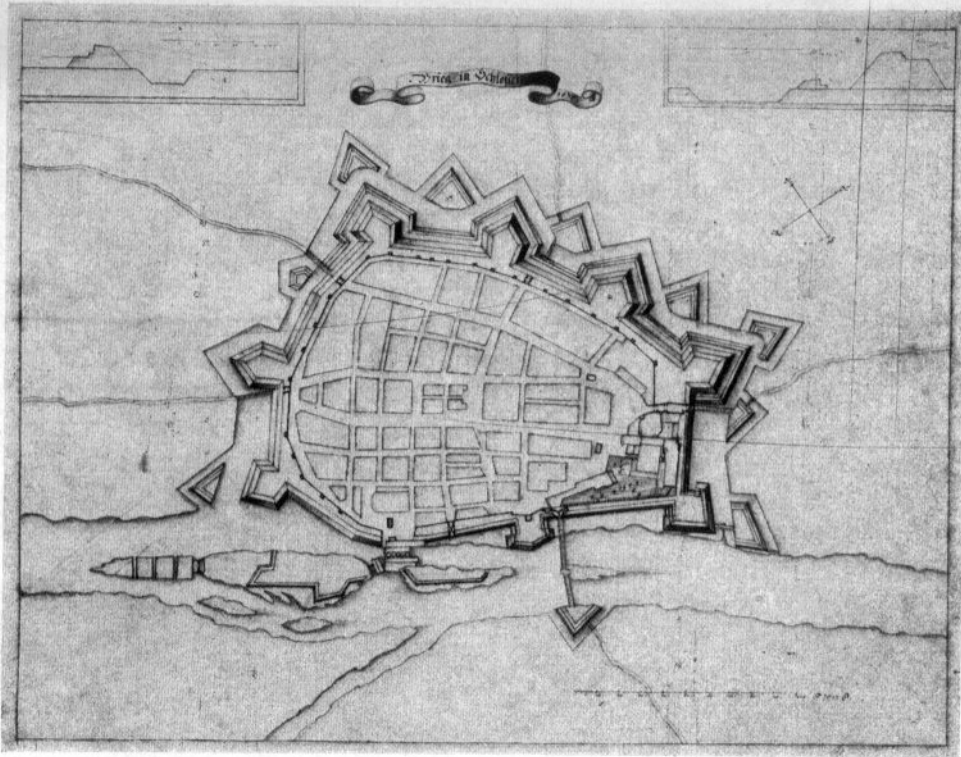


Abb. 4. Befestigungsentwurf für Brieg von Val. von Säbisch a. d. J. 1635. Die Nordseite an der unteren Kante der Abbildung.

An der gesamten Südwest- und Südfront der Altstadt fehlt sie, da sie sich hier ungefähr in der Mittelachse der nach 1863 neu angelegten Lindenstraße hinzog. Erst auf der Ostseite taucht sie wieder als Fundament einer Kellerwand in den Häusern Lindenstraße 64 und 66 auf. Nach den zugehörigen Grundstücksakten besaß sie hier wie auch im Zuge der gesamten Lindenstraße nach einer Teilaufnahme in den Akten der eben genannten Grundstücke die Stärke von 2,20 m. Im Nordosten erscheint sie wiederum als Rückwand der Häuser Kleiner Kasernenplatz Nr. 9 und 10. Ihre Dicke ist hier nicht ganz ein, ihre Höhe etwa 4 m. Da diese beiden kleinräumigen Häuschen eingengt ohne Hof an der Stadtmauer stehen, ist anzunehmen, daß auch hier eine starke Schicht abgestemmt worden ist, um Raum für den Hausgrundriß zu gewinnen. Das Ziegelformat ist auf der unverputzten und unberührten Außenseite mit einziger Gelegenheit zu sehen, es ist mit 26 : 12 : 9/10 cm das des endenden 13. und fortschreitenden 14. Jahrhunderts.

In den Höfen der schrägüber liegenden Häuser Kleiner Kasernenplatz 14 wie Mühlplan Nr. 9 sind Mauerabschnitte in gotischem Verbands vorhanden, doch hat sich ihre Zugehörigkeit zum Franziskanerkloster herausgestellt.

Für die Rekonstruktion des Beringes kommen Teilaufnahmen für einzelne Grundstücke oder Abschnitte zu Hilfe, die im Städtischen Vermessungsamt lagern und hier mit Ausnahmen nicht einzeln aufgezählt werden. In zweiter Linie sind auch ältere Stadtpläne heranzuziehen, deren Wert hinsichtlich der Stadtmauer ein beschränkter ist, weil diese im 17. und 18. Jahrhundert ihre Rolle bereits ausgespielt hatte. Das gilt auch von den beiden Stadtgrundrissen des Breslauer Architekten und Festungsbaumeisters Valentin von Säbisch aus dem Jahre 1625 und 35, die zu dessen Befestigungsentwürfen in dem Sammelband Hs 943 c in der Breslauer Stadtbibliothek gehören (Abb. 4), und der Ingenieure Christian Marienberger und J. E. Mayer (Abb. 8 und 9). Da diese Stadtpläne dem Bau von Bastionen gewidmet sind, kann von der Einzeichnung der Stadtmauer nicht eine unbedingte Zuverlässigkeit gefordert werden. Die zweite Fassung von Säbisch' abgeändertem Plan aus dem Jahre 1635 erweist sich in der Wiedergabe der Stadtmauer genauer.

Am wertvollsten für unsere Zwecke mag der als Lithographie 1860 veröffentlichte, auf einer Zeichnung des E. Filitz jun. beruhende Stadtplan sein, da er der allgemeinen Kontrolle ausgesetzt war und deshalb die Aussicht auf größere Vollständigkeit und Richtigkeit verbürgt.

Allen diesen Quellen gemäß können wir die Stellung der Stadtmauer an den vier Fronten festlegen. Im Süden, in der Lindenstraße, verlief sie über das Mollwitzer Tor mehr oder weniger nahe deren Mittelachse, so daß etwa der nördliche Bürgersteig nebst einem Streifen des Fahrdammes als Mauer- oder Wall- oder Rundenstraße angesehen werden darf. Mehrfache Brechungen der Linie sind zu beobachten, sie spielen bei der Besetzung mit Mauertürmen eine Rolle. Die Abbiegung zur Ostseite überquert mit Unterbrechung durch das Neisser Tor die Lange Straße, bleibt dann im Garten der Strafanstalt in Parallelführung zur Lindenstraße, bildet darauf das Fundament der Rückwand des Hauses Lindenstraße 64 und 66 und fällt den Oppelner Torturm an, dessen Stellung eingezeichnet ist. Jenseits desselben strebt sie der langen Kaserne zu, um aber zu ihr in einem parallelen Abstand von etwa 8 m zu bleiben. Kurz vorher, hinter dem Winkel der Kapuzinergasse, erhält sie eine Richtungsabweichung. In der Höhe des Südendes der Kaserne stand an die Stadtmauer gelehnt das Stockhaus, das ich noch in den Grundriß aufgenommen habe, obwohl es seit geraumer Zeit abgebrochen ist. Jenseits der Kasernenfront folgt wiederum ein Knick, vielleicht auch noch ein zweiter, mit Einbiegung in die Nordseite der Stadt. Als Rückwand der Häuser Kleiner Kasernenplatz Nr. 9 und 10 steht sie in reduzierter Form 4 bis 5 m hoch, weiterhin ist sie dem Magazinbau der Mühle gewichen, wird aber durch den Standort von dessen westlichem Eckturm in der Linienführung beeinflusst. Die Fortsetzung ist im Bereich der Mühle unklar, eine Parallelführung zu deren Front scheint nicht der Fall zu sein, denn sie strebt bald in einer

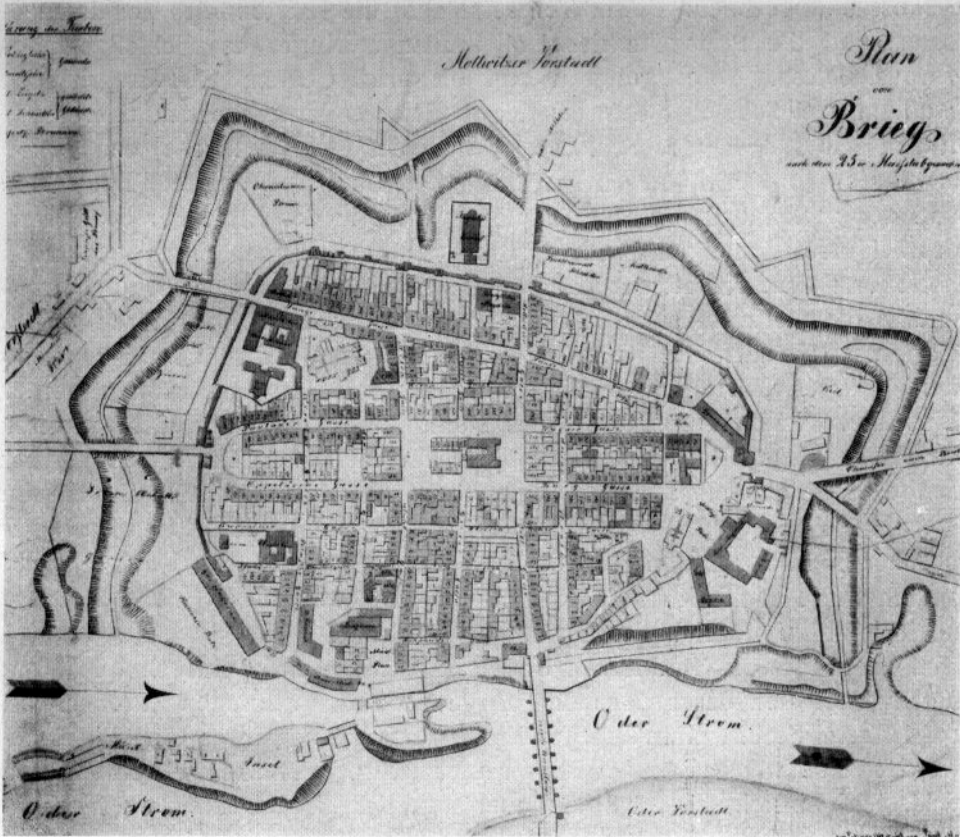


Abb. 5. Lithographierter Plan der Stadt Brieg von 1860.

deutlichen Schräge ihrem Restabschnitt im Garten des Katasteramtes Lazarettstraße 14 zu, das um 1800 noch Armenhaus und seit 1890 Offizierspiseanstalt war. Dieser Mauerteil, der einem Stalle als Rückwand dient, ist infolge seiner zerklüfteten Nordseite besonders instruktiv, denn er zeigt (neben neueren Wölbungseinfügungen) wie in Ohlau am Schloßabschnitt die Zusammensetzung seines Baumaterials. Feld- und Bruchsteine sind für die Hintermauerung verwendet, die Verkleidung besteht aus Ziegeln. Der Anfall an den Odertorturm erfolgt unerwartet nach einer scheinbar unmotivierten doppelten Brechung in rechten Winkeln. Die einstige Linienführung wird durch eine Aufnahme des Katasteramtsgrundstückes im Aktenstück Nr. 898 des Grundstückamtes belegt, ist auch auf den abgebildeten Grundrissen der Festungsbauingenieure zu erkennen.

Für den gesamten Westabschnitt vom Odertorturm an bestehen einige Schwierigkeiten in der Festlegung der Mauerlinie. Nach Säbisch' und F. B. Werners Grundrissen haben wir mit einer Verlängerung der Nordmauer in derselben Richtung bis hinter die Nordwestecke des

Schlosses zu rechnen. Dieser Teil setzt aber die Existenz des Renaissancebaues und die Preisgabe des isolierenden Beringes des Schloßgeländes voraus. Dieser Befestigungszustand entspricht einem fortgeschrittenen Stadium, vielleicht eher dem des 16. als des 15. Jahrhunderts. Andererseits finden wir südlich des Schlosses bezw. der Hedwigskirche den schon erwähnten Abschnitt, dessen Erstellung von Ludwig I. angekündigt wurde und der nach Norden eine Fortsetzung etwa in der Linie der Stadtfront des Schlosses verlangen würde. Daß die Stadtmauer hier einmal gestanden hätte und dem Renaissancebau gewichen wäre, ist nicht ausgeschlossen und würde die auffallende Schrägstellung der Schloßfront erklären helfen. Der Anschluß nach dem Odertorturm müßte dann etwa an der Rückwand der Orangerie, des jetzigen Ungerathofes oder etwas nördlicher unter Einschluß des Gesamtgeländes des Dominikanerklosters gesucht werden. Im südwestlichen Beringabschnitt bleibt für die erste Führung der Mauer nur eine bereits angedeutete Linie übrig, die den Anschluß an den im Pfarrhausblock vermuteten Breslauer Torturm in beiderseitigen, aus gebrochenen Linien bestehenden Bögen sucht. Erst auf der nächsten und letzten Stufe erhält hier die Stadtmauer ihre endgültige Stellung, die sie noch jetzt im Bereich des Grundstückes Schloßplatz 1 innehat.

Daß die Stärke der Stadtmauer im gesamten Süd- und Ostabschnitt 2,20 m betrug, hat sich bereits aus den aufgewiesenen Unterlagen ergeben. So wird Bartel Steins, eines Brieger Kindes, Schilderung ihres Verteidigungswertes verständlich, da er 1512 in seiner „Kurzgefaßten Beschreibung von Schlesien“ hinsichtlich der Stadtmauer sagt, daß „zwei Leute darauf nebeneinander hergehen können“, womit die behauptete Dicke charakterisiert wird. Für die Stadtmauer an der Oder macht er allerdings die Einschränkung, daß sie eine geringere Dimensionierung besäße. Zur Kontrolle seiner Behauptung steht uns eben einzig das im Garten des Katasteramtes stehende Stück mit 1,75 m Dicke im Fundament zur Verfügung, so daß vielleicht mit einer Stärke von 1½ m gerechnet werden kann.

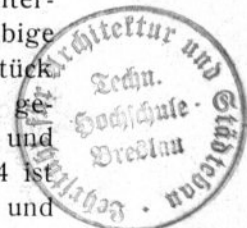
Die ursprüngliche Höhe der Stadtmauer ausschließlich des Wehrganges darf nach dem Muster in allen anderen umliegenden Städten mit 6 m, einschließlich der Brustwehr mit 8 m angesetzt werden. Ob die Brustwehr zuerst nur Zinnen hatte, deren Lücken wie in Breslau oder Ohlau nachher unter Aussparung von Schießscharten vermauert wurden (vgl. Abb. 22 und 23), entzieht sich unserer Kenntnis. Für die genauere Bestimmung des Alters der Stadtmauer wäre diese Feststellung beim Abbruch des Hauses an der Hedwigskirche sehr wichtig gewesen. Die Dicke der Brüstung dürfen wir mit etwa 0,50 m annehmen. Ihre Durchsetzung mit Schießscharten in Schlitzform denken wir in Abständen von rund 1½ m dazu, desgleichen die nur eine Steinlänge tiefe und etwas über ein Meter hohe Rückwand an der Innenseite. Eine kleine Querschnittzeichnung der Stadtmauer mit Wehrgangbedachung von J. E. Mayer auf einem bastionären Ge-

staltungsvorschlag von 1662 in Rep. 21. VII. 7 a hat eine solche massive Brüstung an der Rückseite nicht.

Für die schwächere Stadtmauer an der Oder könnte die Gestaltungsart der Strehleher herangezogen werden, wie sie auf Seite 98 ff erörtert und abgebildet ist.

Den die Stadtmauer in einem Abstände von etwa 10 m auf der Außenseite begleitenden Graben hat man sich auf dem Grundriß Abb. 3 mit einer Breite von ungefähr 20 m dazuzudenken. Die Lange Kaserne, die K. G. L a n g - h a n s 1781 baute, steht auf dem in der Zeit der Bastionärbefestigung zugeschütteten Stadtgraben, wie aus deren Bauakten im Breslauer Staatsarchiv (Rep. 199. VII. 46 Vol. 9) hervorgeht. Die infolge des schlechten Baugrundes notwendige Fundamentierung bis zu 9 m Tiefe erhöhte die Baukosten um gute 2000 Rtaler.

Das Lebensalter selbst einer Stadtmauer oder von ihren Teilen hat auch seine Grenzen. Besonders der häufig ungünstige Baugrund, oft sumpfiges Gelände, nicht selten auch gefährdende Flußufer mit unterspülenden Überschwemmungen, alles dies hatte den Einsturz von ganzen Abschnitten zur Folge. K. Schönwälder hat im zweiten Band seiner Chronik Seite 8ff. aus dem zweiten Stadtbuch solche Zerstörungen zusammengestellt: „1503 haben die Herren des Rates die Mauer hinter den schwarzen Mönchen wollen lassen aufschrauben und bessern, nachdem ein Meister von Oppeln kommen und sich des vermessen und sich eines Teils bewährt; aber ein groß Stück niedergefallen ist, das wieder gebauet ward . . .“ Zu dieser Nachricht ist zu bemerken, daß hier, ähnlich auch wie in Breslau 1516 (vgl. des Verfassers „Quellen zur schles. Kunstgeschichte“ I S. 9) der technisch interessante Versuch unternommen worden ist, durch einen Mechanismus mit Schrauben die aus dem Lot gewichene Mauer wieder in die Senkrechte zu bringen. Für 1513 wird berichtet, daß „die Ratmanne Hans S c h w a r - t z e n verdingt haben, das Stück Mauer an der Zielstatt aufzuführen, es sollte auf ein neues gegründet werden. Welches Stücke genannter Hans Schwartz bald die andere Woche abgeführt und danach zum Grunde gegraben und solche Mauer aufgeführt . . . und verbracht [vollendet] davon ihm gegeben haben 22 Mark“. Im folgenden Jahre „ist das Stücke hinter der grauen Mönche Garten auch aufgeführt und gemauert worden, mit der Polnischen Pforten und der alten Mauer in die Höhe gleich aufgeführt durch Hans S c h w a r t z Maurer“. Mit 1515 beginnt die Wiederherstellung eines Mauerabschnittes an der Oder hinter dem Antoniterkloster, wozu „der Antonierherr den Grund legen soll, da derselbige Grund [Fundament] sich unter seinem Hof befinden wird. Dasselbe Stück Mauer ist 1523 vollends aufgeführt worden und auf Schwibbogen gemauert mit Zinnen, und das Türlein auch angehaben [angefangen] und die Zinnen gleich in derselben Weise oder Höhe aufgeführt . . . 1524 ist das alte Stück dem neuen gleich mit Zinnen aufzuführen angehaben und



vollbracht und das Türmlein vollends und 1525 . . . das Türmlein, wie es steht, und die Woche danach etliche Zinnen daneben gegen der Mühle aufgeführt“. Von dem „Türmlein“ wird noch weiter unten die Rede sein, die eigenartige Fundamentierung auf „Schwibbögen“, d. h. auf Pfeilern, die durch Bögen verbunden sind, ist uns bereits in Namslau bei der Zwingermauer begegnet. Vgl. „Wehrbauten“ I Seite 84). Noch um 1530 wird an der Stadtmauer geflickt und ergänzt: 1528 „ist das Stück Mauer am Mollwitzschen Tore . . . aufgeführt und unten inwendig und auswendig der Stadt mit Ziegeln gebessert worden, auch oben aufgebunden und eingedacht“, d. h. der Wehrgang erhielt seine Verdachung von Holz.. „1530 die Woche nach Lätare ist ein Stück eingefallen von der Mauer am Niederkloster bei der Mühle; das andere hat man lassen abtragen und wieder aufmauern danach durch Lorenz T a n n b e r g e r Meister . . . 1531 ist ein Stück Mauer aufgeführt bei den Mühlen hinterm Weißgerber, das ist eingefallen; solches hat man im 1534. Jahre wieder abgetragen und wieder tiefer gegründet und auf ein neues aufgeführt durch Hans S c h w a r t z e n. Auch ist das Stück Mauer bei der Mühlen, gegen der Rinne Hans Stifts gelegen, abgeräumt und erlene Pfähle gestoßen und wieder aufgemauert.“ Hier ist also das Fundament auf einen Pfahlrost gelegt worden.

Für die Erhaltung der Stadtmauer ohne Brustwehr wurde in friderizianischer Zeit geltend gemacht, daß sie gegen Desertion schütze. Auch die eingeführte Akzise machte sie solange unentbehrlich, als sich ihr Umfang ungefähr mit dem der bebauten Stadt deckte. Als dies im 19. Jahrhundert nicht mehr der Fall war, wurde 1863 ihr Abbruch beschlossen und in den nächsten Jahren mit bedauerlicher Gründlichkeit durchgeführt.

Die **Tortürme** gehören naturgemäß zur ersten Ausstattung der Stadtmauer. Ihre Anzahl ist gleich derjenigen der Schnittpunkte von Ausfallstraßen mit dem Stadtbering. Daneben gab es Pforten, engere Durchlässe hauptsächlich für den Personenverkehr, meist ohne sichernden Turm. Ihre Unauffälligkeit war ihr erster Schutz. Bei zwei durchgehenden und sich kreuzenden Handels- und Hauptstraßen dürfen wir in Brieg vier Tore erwarten, die bereits bekannt sind.

Die Vorstellung von Größe und Aussehen der Tortürme ist infolge ihrer Vernichtung nur aus den Bildchen F. B. W e r n e r s im siebenten Bande seiner schlesischen Topographie und aus kurzen Angaben des sogenannten Lagerbuches der Stadt Brieg erreichbar. Ansichtszeichnungen größeren Formates aus dem 19. Jahrhundert, wie sie in Breslau um 1820 der aus Brieg stammende Heinrich M ü t z e l in Verbindung mit Karl B a c h machte, sind mir nicht zu Gesicht gekommen. Auch dieses Manko ist bedauerlich wie die Beseitigung der steinernen Recken selbst.

Die Stellung des **Oderturmes** vor der Brücke ist durch die Achse der Zollstraße und den Anfall der Stadtmauer eindeutig bestimmbar. Die mittel-

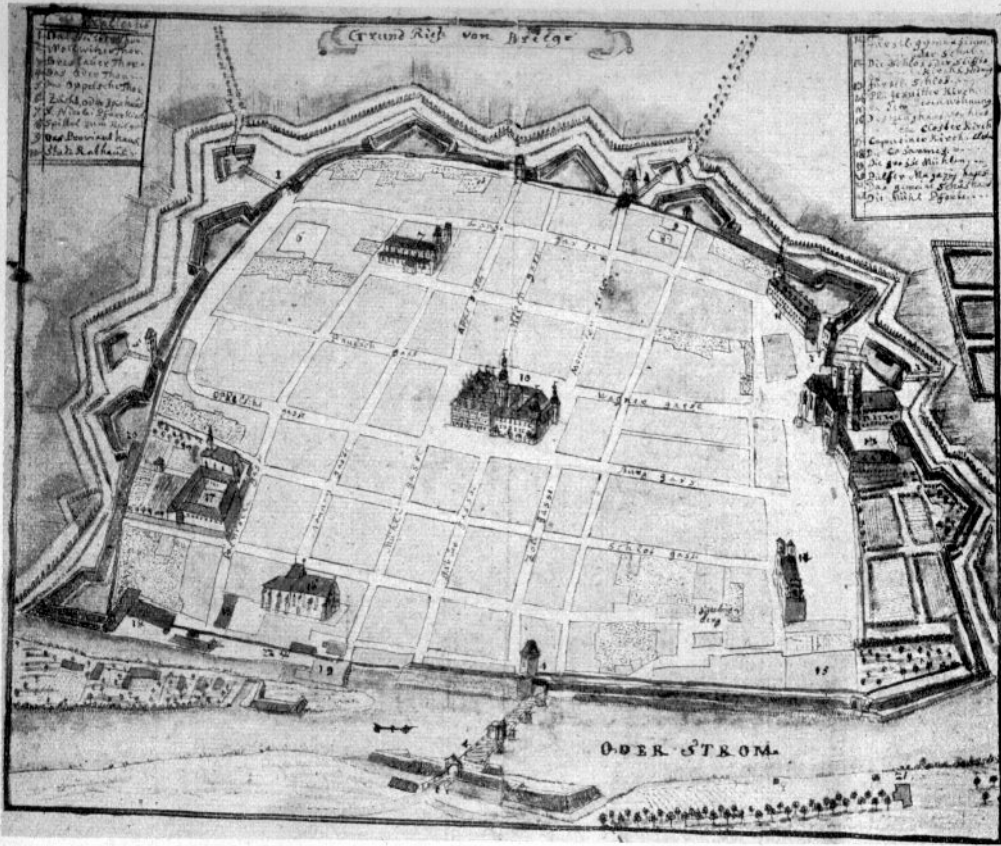


Abb. 6. Grundriß der Stadt Brieg von F. B. Werner. Die Nordseite an der unteren Bildkante.

alterliche Brücke, Torturm und Zollstraße lagen in einer geraden Linie. Teilaufnahmen jenes Geländes im Stadtvermessungsamt helfen bei der genauen Fixierung. Im 19. Jahrhundert hatte er keine andere Geltung denn als Gefängnis. Das Lagerbuch gibt seine Grundflächenmaße mit 7,53 : 7,53 m an. F. B. Werner schildert ihn als Quader von 4 Geschossen mit Schneidendach. Ein gütiges Geschick bewahrte ihn bis 1895 vor dem Untergang, dann hatte auch seine Stunde geschlagen, nachdem er die letzten Jahre als Wagenremise und Heuboden einen Mietzins gebracht hatte. K. Schönwälder weiß von ihm aus dem zweiten Stadtbuch zu berichten, daß 1515, nachdem „der große Wind das Dach davor warf, das Oberteil weggenommen, sieben Ellen höher gemauert und mit Ziegeldach neu bedacht“ wurde.

Verschiedene Anzeichen deuten darauf, daß dieser Odertorturm einen Vorgänger in seiner unmittelbaren Nachbarschaft nach Südosten, getrennt durch die in die Bastionsgewölbe führende Treppe, hatte, der indessen

aus unbekanntem Gründen aufgegeben wurde. Sein Standort ließ sich aus älteren Aufnahmen des Geländes ermitteln.

Der **Breslauer** oder **Marientorturm**, in der Reihe der massiven an dieser Stadtseite der zweite oder dritte im wiederholt erweiterten Beringe, stand bis 1863, dem Jahre seiner Beseitigung, in der südwestlichen Verlängerung der Renaissanceschloßfront, angelehnt an das Eckhaus Schloßplatz Nr. 1. Der Standortwechsel vom Pfarrhausblock bzw. von der Stelle der Dreifaltigkeitssäule nach der Schloßfrontlinie hatte von der Verlegung der Stadtgrenze und ihrer Befestigung abgehungen. Er war ein von Ziegeln gemauerter derber Quader wie die anderen auch, im 18. und 19. Jahrhundert drei- oder viergeschossig, auf einer Grundfläche von 7,68 : 8,16 m. Die so überlieferten Maße kommen denen des noch zu besprechenden Turmstumpfes im Hause Schloßplatz Nr. 1 nahe, so daß die Frage am Platze ist, ob dieser schier unberechtigt dicht daneben sich erhebende Turm in dem genannten Hause nicht der alte Torturm sei. Die sorgfältige Prüfung aller Unterlagen konnte keine Bejahung erbringen. Über die Form des Torturmes orientiert uns wieder die größere und bessere von F. B. W e r n e r s Stadtansichten auf S. 204 seines 7. Topographiebandes, die in dreifacher Verkleinerung auf Abb. 2 erscheint. Der Verkehr vollzog sich auch damals, in der Mitte des 18. Jahrhunderts, noch durch sein Erdgeschoß, dessen Überwölbungsform nicht genau erkennbar ist. Sie sieht wie ein Halbkreisbogen aus, der unter Umständen als leicht erklärbares Erweiterung aus dem 16. Jahrhundert in solcher Form tatsächlich vorhanden gewesen sein kann. Bei unangetastetem Bestande müssen wir jedoch mit dem gotischen Spitzbogen rechnen. Darüber sind zwei Geschosse mit Fensterchen erkennbar. Daß er das hohe abgewalmte Ziegeldach noch zur Zeit Werners wie auch im Jahre seines Abbruchs besaß, beweist die ihm stets angediehene pflegliche Behandlung. Das Schicksal hatte ihn schon früher ereilen sollen, doch war damals die Rücksicht auf die benachbarte Hauswand, die durch seinen Abbruch gefährdet worden wäre, ausschlaggebend. Die Schilderung bei K. Schönwälder II, 31, daß man hier „durch drei von einander getrennte, große gewölbte Tortürme . . . in die Stadt gelangte“, ist unrichtig.

Die Südseite des Stadtberinges beherrschte der **Mollwitzer** Torturm. Er stand, wie aus Stadtplänen hervorgeht, in der Mittelachse der Ausfallstraße, nicht etwa neben einem besonderen Tore. In seiner Höhe unterschied er sich nicht von den anderen, seine Grundfläche maß 7,53 : 9,10 m. Das Lagerbuch spricht von seinem „kellerartigen Raum zu ebener Erde“, der als vermauerte Durchfahrt zu deuten ist, weil dieser wie das „dunkle Gemach darüber als Gefängnis für Bürger und zwei Stuben im zweiten Stockwerk als Wohnung des Wärters“ in dem letzten Jahrhundert vor seinem Abbruch im Jahre 1866 gedient hatten.

Die Erörterung des **Neisser Tores** im Südwesten der Stadt ist mit eigenen

Schwierigkeiten verbunden. Von vornherein erscheint bei Betrachtung der Ostseite des Altstadtgrundrisses die Eingliederung eines zweiten Tores in geringster Entfernung von dem in der Hauptachse liegenden Opper Tor unwahrscheinlich. Daß hier eine Durchfahrt im ersten oder auch noch zweiten Jahrhundert der massiven Befestigung vorhanden war, bezweifle ich. Wenn eine *valva Bregensis* urkundlich in den ersten Zeiten belegt sein sollte, könnte auch das Opper Tor gemeint sein. Die unrichtige Identifizierung würde sich erklären von einem späteren Standpunkt aus, wo das Neisser Tor tatsächlich vorhanden und sein Begriff geläufig war. Schließlich könnte auch eine Verwechslung mit anderen Toren vorliegen. Für das Jahr 1533 wird vom zweiten Stadtbuch die Nachricht gebracht, daß der „Briegische Turm“ baulich dieselbe Veränderung wie der Opper durchgemacht habe. Von einem etwas zurückliegenden Datum an könnte man infolge der zugenommenen Befestigungsverstärkung durch Wall und Basteien eher die Anlegung eines zweiten Tores verstehen. Jedenfalls ist auffällig genug, daß F. B. Werner auf seiner Stadtansicht an dieser Stelle keinen Torturm gezeichnet hat, sondern nur einen niedrigen Torbogen, wie sie bei Pforten oder Toranlagen seit dem 16. Jahrhundert üblich sind. Einen tatsächlich vorhandenen Turm hätte er gewiß nicht unterschlagen. Wenn dann das Brieger Lagerbuch einen viergeschossigen Neisser Torturm, der als Militärgefängnis benutzt und 1865 abgebrochen wurde, registriert, so kann es sich doch wohl nur um eine Verwechslung mit dem Opper Torturm handeln, der dort eben garnicht erwähnt wird.

Der Turm des **Opper Tores** wird uns durch F. B. Werners Aufnahme in Abb. 6 näher gerückt. Eine urkundliche Notiz des zweiten Stadtbuches verkündet Wichtiges über ihn. Dort heißt es, daß man 1533 „den Opper Turm abgetragen und auf Befehl Fürstlicher Gnaden mit Zinnen aufgeführt, inwendig gute Bonen [Böden? Decken?] gemacht und einen Estrich drauf geschlagen und ein verloren Dach gemacht“ habe. Diese auch für den Gestaltungswandel der anderen Tortürme äußerst bedeutungsvolle Nachricht besagt, daß der obere Teil in unbekannter Ausdehnung abgetragen und der verbliebene drei- oder viergeschossige Quader zu einem Geschützturm der fortschreitenden Befestigungstechnik entsprechend umgewandelt wurde. Die Rückkehr zu Zinnen erklärt sich aus der Verwendung der Wehrplatte als Geschützstand, die dementsprechend einen wasserdichten Belag erhält. Das verlorene, d. h. im Falle des Krieges abwerfbare Dach beweist ebenfalls die neuartige Aufgabe des Turmes. Die gleiche Reduzierung und Umwandlung wird in derselben Quelle auch dem „Briegischen Turm“ zugeordnet. Dieselbe Umformung der anderen Tortürme und ihre damals oder später vorgenommene Verkürzung um ein oder mehrere Geschosse ist daher anzunehmen.

Die Beachtung dieser für den Laien nichtssagenden urkundlichen Mit-

teilung führt zu einer erheblichen Änderung unserer Vorstellung über das Brieger Stadtbild. Das Mittelalter hindurch reckten sich also die Tortürme erheblich höher als Beschreibungen und Bilder der Neuzeit vermuten lassen. Die **Pforten** in der Stadtmauer bilden stets eine sekundäre Erscheinung. Sie gehören meist nicht zu deren ursprünglichem Bestande, sondern werden bestimmten Gewerben, oft auch den Klöstern zu Zeiten, wo der Verteidigungswert der Stadtmauer bereits im Absinken war, zugebilligt. Solche Pforten mußten den Mauerzug in möglichst unauffälliger Form unterbrechen. Am Fluß entlang war das Bedürfnis nach dem direkten Zugang zum Wasser am ehesten und stärksten vorhanden. Daher die Gerberpforte und die Mühlen- oder Wasserpforte als Zugeständnisse an die Bedürfnisse dieser Handwerke anzusehen sind. Eine dritte Pforte an der Oder im Zuge der Nikolai- und Polnischen Straße tritt nach Ausdehnung und Wichtigkeit in den Hintergrund, insbesondere nach Errichtung des mächtigen Walles an der Oder. Für die Gerber baute die Stadt nach Fr. Lucaes Bericht noch 1667 mit großen Unkosten einen gewölbten Zugang zum Strande unter dem Walle, doch stürzte dieser schon im nächsten Jahre wieder ein.

Die Verstärkung des Stadtberinges durch **Mauertürme** oder **Weichhäuser** und **Schalen**, wie sie auch heißen, ist infolge von deren restloser Vernichtung nur aus den älteren Stadtgrundrissen und Schaubildern erkennbar. Nicht herauszulesen ist der Zeitpunkt ihrer Entstehung. Zwei Möglichkeiten stehen zur Erörterung. Entweder wurden sie zugleich mit der Stadtmauer erbaut oder sie erstanden erst in einem fortgeschrittenen Befestigungsstadium, das in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts zu setzen wäre. Archivalische Nachrichten darüber fehlen bis auf einen auch von K. Schönwälder dem ersten Stadtbuch entnommenen, in seiner Bedeutung nicht ganz klaren Fall, wo 1358 dem Paul und Johann Gryenberg vom Brieger Rate erlaubt wird, ein propugnaculum an der Hoter- (Hutmachergasse?) oder Hokergasse (nach Schaub Wilhelminenstraße) auf Erbzins gegen Abtretungspflicht in der Kriegsgefahr zu bauen. Schönwälder übersetzt (II, 5) propugnaculum nicht richtig mit „Bastei“. Es kann sich bei der Zeitlage nur um einen Mauerturm handeln.

Die Form dieser Mauertürme oder Weichhäuser dürfte die allerorten übliche gewesen sein. Gewöhnlich handelt es sich um Halbtürme, die sich auf um drei bis vier Meter vorgeschobenem Rechteckgrundriß an die Mauer anlehnten und auf der Innenseite offen waren. Ihr Zweck war die Gewährung eines den Wehgang der Mauer um etwa zwei Meter überragenden Standortes zu deren Bestreichung. Ihre Höhe betrug also in der Regel 10, ihre Wandstärke 1 bis 1½ m. Ihre Zahl läßt sich leicht errechnen. Da sie der Seitenbestreichung dienten, durften ihre Abstände von einander nicht größer als die doppelte Reichweite von Pfeilen und Armbrustgeschossen, d.h. 35 bis 40 m betragen. Bei ihrer Verteilung fanden die

Stadtmauerecken oder Knicke die erste Berücksichtigung. An gefährdeten Stellen oder besonders an den Ecken konnten auch nicht offene Volltürme auf annähernd quadratischem Grundriß eingeschaltet sein.

Unter den genannten Voraussetzungen mußte der Stadtmauerabschnitt zwischen Breslauer und Mollwitzer Tor ungefähr 6 solcher Mauertürme gehabt haben. Auf den Plänen des 17. Jahrhunderts von Säbisch, Marienberg und Mayer sehen wir tatsächlich so viele Exemplare, auf dem Stadtplan von F. B. Werner sind es nur noch zwei in der Nachbarschaft des Mollwitzer Tores. Von ihnen besitzt das Dach allein der jenem nächststehende Quader. Auf den Stadtplänen Fischers, Illings und Friedrich Helds von 1809, 1820 und 1832 ist nur noch der letzt erwähnte Mauerturm am Mollwitzer Tor eingetragen. Er wie ein Mauerturm am Neißer Tor verdanken ihre lange Existenz ihrer Eigenschaft als Magazine für Heeresmunition.

Der sich anschließende Abschnitt der Stadtmauer bis zum Oppelner Turm ist auf den älteren Grundrissen durch zwölf solcher Quader verstärkt, von denen F. B. Werner im 18. Jahrhundert bloß zwei vollständige vorfand. Dazwischen hat er einige Turmunterteile angedeutet, davon einen mit spitzbogiger Eingangsöffnung. Die beiden damals in ganzer Höhe erhaltenen Weichhäuser erwecken den Eindruck von geschlossenen Türmen auf quadratischer Grundfläche. Fischer zeichnete acht, Illing neun und Held sogar elf, darunter denjenigen südlich vom Neisser Tor auf quadratischem Grundriß, ein. Mit Hilfe von Teilaufnahmen des Feldmessers Filitz aus einem der Jahre um 1860 ist die Lage von zwei Mauertürmen mit fast quadratischer Grundfläche südlich des Oppelner Tores in dem Grundstück Lindenstraße 66 und südlich der Neisser Pforte feststellbar gewesen. Der erstere schob sich mit r. 4 m Seiten- und 6,80 m Frontlänge vor die Stadtmauer. An Stelle des Neisser Tores müßte im Mittelalter auch ein Mauerturm gestanden haben.

In dem dritten Viertel der Befestigungsperipherie vom Oppelner bis zum Odertor treffen wir bei Säbisch und Zeitgenossen zunächst sechs Mauertürme an, welche alle nur Schalen gewesen zu sein scheinen. An der starken nordöstlichen Knickecke mit folgender Mauerrichtung nach Westen vermischen wir mit gutem Grund den dort zu ergänzenden Turm. Das sich westwärts anschließende Stück bis zum Odertor mit zwei sich vorschubenden, in rechten Winkeln gebrochenen Ausbuchtungen bleibt ebenfalls ohne Mauertürme. Untersucht man das erste Knie, das sich an die Rückwand des Hauses Kleiner Kasernenplatz Nr. 10 anschließt, dann ergibt der Befund eine um 3,16 m winkelrecht vorspringende Wand, die aus Ziegeln vom Format 27 : 12,5 : 8 cm gemauert und dementsprechend ins 15. Jahrhundert zu setzen ist. Dieser Abschnitt könnte als Flanke eines vorspringenden Mauerturmes angesehen werden. Seine Frontlänge ist jedoch nicht feststellbar, da sie in der gleichfalls verputzten Rückwand des Mühlen-

magazins eine Fortsetzung hat, die spätestens im 19. Jahrhundert erstellt worden ist. Der gesamte Magazinvorbau schließt an seiner Westseite mit einem in gleicher Flucht liegendem Turme, dessen Wandstärke mit kaum einem Meter derjenigen der gesamten Vorkragung ungefähr gleich ist. Der Eindruck ist nicht zu verdrängen, daß hier eine Versetzung der ursprünglichen Stadtmauerfront zwischen dem auf der Ostseite sich ankündigenden und auf der Westseite noch vorhandenen Turme in einer Tiefe von über drei Metern im 18. Jahrhundert stattgefunden hat.

Daß der hier gegenüber der Südostecke des Mühlegebäudes emporragende dreigeschossige, mit einer romantischen Fialen- und Bogen-garnitur des 19. Jahrhunderts abschließende Turm einst als Träger eines Hochbehälters für die städtische Wasserversorgung aus der Oder schon spätestens seit dem 17. Jahrhundert benutzt wurde, erzählt Ernst Günther 1939 in einem Aufsatz der Brieger Heimatblätter. K. Schönwälder übernimmt in II, 8 eine Notiz unter dem Jahre 1511 aus dem zweiten Stadtbuch, daß „der Wasserturm bei der großen Mühlen abgetragen und an dieselbige Stelle die Pulvermühle gebaut“ wurde. Da der noch vorhandene Turm zu weit vom Ufer steht, um den Standort einer Mühle anzuzeigen, so muß es sich bei dem abgebrochenen Wasserturm um ein anderes, einst näher der Oder stehendes Gebäude handeln.

Für den Rest der Stadtmauer im nordwestlichen Abschnitt bis zum Schloß und Breslauer Tor fehlt jede Andeutung einer Ausstattung mit Flankierungstürmen. Spuren davon ließen sich eher in der angenommenen Schräg-richtung parallel zur Junkerngasse finden. Daß die in gleicher Flucht wie der Abschnitt östlich des Odertores bis in die Gegend der Schloßbrückseite geführte Nordmauer keine Türme besaß, ist ein Beweis ihrer späten Erstellung ohne ausgesprochenen Wehrcharakter.

Zu erörtern wäre hier noch die Frage, ob der Wehrgang der Stadtmauer auch mit Scharwachttürmchen besetzt war, wie wir sie in Ohlau kennen lernen. Von einem Mauerabschnitt bei der Mühle mit Türmlein ist bereits um 1525 die Rede gewesen. Nach dem zweiten Stadtbuch S. 10 wird 1495 die Mauer zwischen dem Schlosse und dem Kloster mit den „keulichten Türmlein“ erstellt. Es könnte sich hier auch um Scharwachttürmchen oder aber um Halbzylinderschalen handeln.

Wallschüttungen und Torerweiterungen im 15. Jahrhundert

Die infolge der Erfindung und Verbesserung der Feuerwaffen notwendige Verstärkung der Stadtmauer an ihrem Fuße durch vorgelegte Wälle ist uns weder aus Urkunden noch aus der Beobachtung bekannt. Sie ist aber als gewiß vorgenommene Maßnahme aus der Aussage der im Zusammenhange mit solchen Erdbewegungen notwendigen Umbildung der Toranlagen zu entnehmen. Und diese Torumbauten des 15. Jahr-

hunderts haben sich bis zur Mitte des 18. erhalten, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo F. B. Werner seine Stadtansichten zeichnete.

Die Anhäufung von schützenden Erdmassen am Fuße der Stadtmauer verlangte, trotz ihrer Berasung, an den Passagen der Tore seitliche Futtermauern gegen Erdabrutsch und Abschwemmung. An diesen mit Zinnen oder Schießscharten versehenen Seitenwänden in Verbindung mit einer Stirnmauer, die eine Durchfahrt und einen Durchgang für Fuhrwerke und Personen enthielt, setzten sich die ersten Torerweiterungen zusammen. Den Tortürmen wurden so Walltore angefügt, die man auch als Zwingerhöfe bezeichnet.

Am Breslauer Torturm auf Abb. 2 ist eine solche Erweiterung unschwer erkennbar. Die Stirnwand des Walltores überragt mit ihrem Bogen die Seitenmauern erheblich, weil sie vielleicht noch als Stütze für die vorverlegte Zugbrücke diente. Dem Mollwitzer Torturm ist ein gleicher Vorbau vorgelegt, ebenso dem Oppelner. Beim Odertor liegen andere Verhältnisse vor, welche die Einfügung eines Walltores erst im Zeitalter der bastionären Befestigungsweise nötig machten.

Ob mit der Wallaufschüttung eine Vorverlegung des Grabens nötig war, ist nicht mit Zuverlässigkeit zu beantworten. Gewöhnlich war dafür zwischen Stadtmauerfuß und Grabenrand genügend Platz vorhanden, wie z. B. der Fall Breslau zeigt. Vgl. „Wehrbauten“ I Seite 10. Die Angabe des zweiten Stadtbuches von 1527, daß „man nach Ostern den Graben vom Breslauischen Tore bis ans Mollwitzer Tor durch einen Böhmen, Meister Wenzel genannt, aufzuführen anfang, welches im 1528. Jahre am Palmabende bis dahin vollbracht ist worden“, kann sich auf dessen Erneuerung beziehen, wird aber vielleicht besser in Zusammenhang mit dem folgenden Befestigungsstadium gebracht, welcher Änderungen in der Grabenführung mit sich brachte.

Zwingerwall und Basteienbau um 1500.

Über diese Epoche der Befestigung Briegs sind wir nur durch archiva-lische Überlieferungen unterrichtet. Was an der Jahrhundertwende und später bei drohender Türkengefahr geschaffen wurde, mußte im 17. Jahr-hundert dem bastionären Ausbau weichen.

Die im Grundriß gerundeten Basteien als spätmittelalterliche Übergangsstufe zu den polygonalen, geradlinig umgrenzten Bastionen gehören zu den schon an die Peripherie eines breiteren, die Stadtmauer mit dem Wall an ihrem Fuß umziehenden Gürtels oder Zwingers (Parchens) vorge-schobenen Bollwerken, die durch eine Wallverbreiterung mit einer Brust-wehr am äußeren Rande mit einander verbunden wurden. Die Gewinnung des Raumes für diesen Zwingergürtel war nur durch eine Verlegung des Stadtgrabens nach außen hin möglich. Die auf Jahrzehnte zu bemessende Dauer dieser umfangreichen Erdarbeiten spiegelt sich in einigen Über-

lieferungen des zweiten Stadtbuches wieder, die von K. Schönwälder auf S. 7 ff. seines zweiten Chronikbandes zum Abdruck gebracht worden sind. Eine kurze Ergänzung zu sinngemäßer Auffassung der urkundlichen Notizen liefert Bartel Stein, der ja um 1512 den Fortgang der Modernisierung beobachtete, aber in seiner Darstellung offenbar auch noch zu Erreichendes als bereits Fertiges schilderte. Bei der Auswertung der Stadtbuchnotizen ist zu beachten, daß die Befestigungsarbeiten stets zunächst in der Umgebung des Schlosses (und der Oderbrücke) ausgeführt wurden und dessen Sicherung in erster Linie berücksichtigten.

Daher lautet die früheste der Eintragungen nach Schönwälders Auszug: „1498 ist gebauet und vollbracht die Bastei mit dem Bollwerke hinter der Badstuben bei der Oderbrücke“ und „1511 . . . ist die neue Bastei an der Oder bei der Polnischen Pforten gebaut worden . . .“ und „1512 haben die Herren [der Rat] in der Woche nach Jubilate den Parchen vom Oppelnischen Tore bis ans Briegische Tor angehaben zu bauen, welcher verrammt ist worden mit Zimmerarbeit und mit Zäunen und Klebern. Dazu eine Bastei gemacht ist worden von eichenem Holz geschroten“ und 1513 „der Parchen zwischen dem Briegischen und Mollwitzischen Tore ganz auch verbracht [vollendet], gezäunt, geklebt [Fachwerkzaun] und mit Graben aufgeführt und mit Erde ausgefüllt worden“. Die Erneuerung der erst genannten Bastei, die „man vor hatte abgetragen und eingräumt“, fand 1530 statt.

Von anderen Basteien, die natürlich auf den drei der Oder abgewandten Seiten ebenso notwendig oder gar notwendiger als dort waren, ist in dem Stadtbuch nicht die Rede. Daraus ist der Schluß auf deren Nichtvorhandensein zunächst noch nicht berechtigt. Auffällig ist allerdings, daß Valentin von Säbisch die Basteien in seine Befestigungsentwürfe nicht aufgenommen hat, wie er das bei Ohlau in Abb. 19 tat. Daraufhin ist wiederum der Einwurf erlaubt, daß die Ausführung der Basteien in Brieg wahrscheinlich leichter Natur, aus den schneller vergänglichen Baustoffen Holz und Erde war, während die vier Ohlauer Schloßbasteien zum mindesten auf gemauerten Fundamenten ruhten.

Das in der Tat oder zum mindesten in der Idee erreichte Befestigungsstadium wird von Bartel Stein 1512 dahin zusammengefaßt, daß neben der Stadtmauer „ein Wall mit Brustwehr, Graben und Parchen oder Vormauer (antemurale)“ vorhanden waren. Der Begriff des „Parchen oder der Vormauer“ wird durch eine weitere Eintragung von 1530 im zweiten Stadtbuch erklärt: „Freitag vor Jucund. ist ein Stück vom Parchen am Oppelnischen Tore gegen die Oder eingefallen; so hat man danach das Wall lassen erhöhen und Bretter mitten und eine Wand darauf gebaut“. Demnach stellt sich die Form des zweiten Walles jenseits des Grabens als pallisadiert dar.

Die aufsteigende Türkengefahr des Jahres 1529 erforderte eine weit-

gehende Programmänderung und Ausdehnung im Ausbau des Verteidigungssystems. Herzog Friedrich II. ließ damit am Schloß beginnen. Ein für die Erweiterung der Stadtbefestigung bezeichnender Akt ist uns aus dem Jahre 1533 berichtet: „Den 7. März ließ Herzog Friedrich II. die Marienkirche vor dem Breslauer Tore abbrechen, um Raum zum Walle zu gewinnen“. Die Arbeit schritt in langsamem Tempo vorwärts, was die Eintragung des Jahres 1538 ausspricht: „Am Mittwoch nach Ostern hat man angehoben, das Geschütze [den Wall mit Graben] um die Stadt zu graben am Breslauischen Tore“. Der Umfang der Fortsetzung der Arbeit in den folgenden Jahren und Jahrzehnten wird durch keine schriftlichen Andeutungen verraten, doch ist ein Stillstand von Dauer ausgeschlossen. Der Vermerk im zweiten Stadtbuch von dem 1544 vorgenommenen massiven Brückenbau auf drei Pfeilern vor dem Breslauer Tore belehrt uns von dem Fortgang der Arbeiten. Der 1539 durch den Ausspruch der Erbteilung und 1547 in der Tat durch den Beginn der Regierung Herzog Georgs II. eintretende Wechsel änderte zunächst gewiß an der unserer Kenntnis verborgenen Verfolgung der von seinem energischen Vater angekündigten Absicht der Modernisierung und kräftigen Vervollständigung des Befestigungsgürtels wenig.

Die von Herzog Georg II. in selten anzutreffender Ausgiebigkeit hinterlassenen umfangreichen Korrespondenzen lassen uns in diesem Punkte in Unklarheit. Allerdings war der Herzog in den ersten beiden Jahrzehnten von der Ausführung seines gewaltigen Schloßbauprogrammes reichlich absorbiert. Technische und künstlerische Belange dieses Objektes standen zunächst im Vordergrund des Interesses. Die finanzielle Lösung und andere Fragen lenkten die Aufmerksamkeit ab. Weitere umfangreiche Bauvorhaben in Brieg und den anderen Städten seines Landes lösten die Errichtung des glanzvollen Schlosses ab. Daher Befestigungsfragen erst am Ende seiner Regierung wieder aufgenommen werden. Die Verstärkung des Schutzes an der Ostseite wird dem bewährten Hofarchitekten Bernhard und dessen Bruder Peter Niuron übertragen. Ihre fortifikatorische Einwirkung reicht bereits in eine fortgeschrittenere Entwicklungsstufe, so daß die noch in seiner letzten Regierungszeit von Herzog Georg II. begonnene Wehrbautätigkeit besser in dem folgenden Kapitel erörtert wird.

Die Bastionärbefestigung.

Sie vollzieht sich in zwei Abschnitten. Der um 1608 eintretende Tod (des nach der 1572 nach Anhalt erfolgten Übersiedlung Peters allein betrauten Architekten Bernhard Niuron) bildet den Einschnitt zwischen beiden Perioden des festungsmäßigen Ausbaus, zu denen sich als dritte die Ära der Erneuerung und Erweiterung in preußischer Zeit gesellt.

a) Wall und Brücken- und Schloßbastion an der Oder.

Das Wesen dieses ersten Abschnittes ist das der späteren italienischen

Fortifikationskunst. Ihr Charakter ist derjenige einer Massivausführung der Bastionen, getreu noch den für den Basteienbau gegebenen Lehren deutscher Theoretiker, insbesondere Albrecht Dürers.

Bernhard Niuron, dem im Anfangsstadium der Festungsplanung sein Bruder Peter zur Seite stand, ist uns durch seine Tätigkeit im Dienste der Stadt Breslau bereits bekannt. Dort hat er unter anderem 1576 die kleine Bastion am Ohlauer Tore gebaut. Vgl. „Wehrbauten“ I S. 36. Eine solche *piatta forma* entstand auch in Brieg neben der Oderbrücke. Die Zeit ihrer Herstellung ist nicht überliefert, sie kann nur in der Nähe des genannten Jahres 1576, unter Umständen schon 1572, liegen. Sie oder die im folgenden erwähnte Schloßbastion kann auch noch von Peter Niuron stammen, der in dem noch anzuziehenden Bericht des Ingenieurs Marienberger nicht ganz mit Recht als Vater der neuen Befestigungsanlage an der Oder genannt wird.

Daß die Brieger Oderbrücke (nebst der benachbarten Mühle) den Vorzug einer Bastionäranlage an erster Stelle erhielt, ist sehr begreiflich. Es war diesem Bollwerk gewissermaßen die Rolle eines Brückenkopfes zugeteilt, die es vom stadtseitigen Ufer aus wahrzunehmen hatte. Seine Geschütze bestrichen das jenseitige Gelände mit dem Zugang zur Brücke und Mühle. Die Form dieser Bastion, die auf allen Festungsgrundrissen gut erkennbar ist, war die eines Kriegsschiffes damaliger Bauart, dem die Kampfkraft vorzugsweise auf seiner Breitseite innewohnte. Ihre Tiefe war gering, ihre Front (Face), die von einem stumpfen flachen Winkel gebildet wurde, breit. Kurze Flanken leiteten zu der typischen halsartigen Einengung an der Basis über, an welcher die Bastion italienischen Schlages sofort erkennbar ist. Sie charakterisiert auch in Brieg die beiden ersten Oderbastionen.

Über die innere Gestaltung der Bastion orientiert uns K. Schönwälder nach der Schilderung Friedrich Lucaes. Sie bestand „unten ringsum aus steinernen Kasematten von ziemlicher Höhe und mehreren Gewölben, in welche verdeckte steinerne Treppen führten und in denen die Feuerwerke präpariert wurden“. Auf F. B. Werners Stadtansicht Abb. 1 u. 2 hebt sich der straffe massive Bastionskörper aus der Umgebung des Erdwalles und der hinter der Stadtmauer gelagerten Häuschen deutlich und trotzig heraus. Ungeachtet ihrer geringen Größe wurde die in der preußischen Ära nach dem ersten Brieger Kommandanten Hautcharmois benannte Bastion bis zum Ende der Brieger Festungsherrlichkeit beibehalten und dort in neuester Zeit beim Bau der Eisenbrücke 1895 zum mindesten überschüttet, vielleicht auch zum Teil abgetragen.

Da jeder Bastion auch die Aufgabe der Bestreichung der Kurtinen zufällt, so mußte der Bau eines ihrer Festigkeit entsprechenden stabilen **Wall**es längs der Oder in Verbindung mit deren Errichtung zusammengehen. Davon ist bereits seit dem Jahre 1572 die Rede. Begonnen wurde er auf



Abb. 7. Fassade des nördlichen Oderbrückenwalltoreinganges. Aufnahme des Städt. Verkehrsamtes in Brieg.

der Nordseite des Schlosses. Nach den Berichten derer, die ihn noch sahen, war es ein mächtiges Werk, an der Basis etwa 12 bis 16 m breit. Seine Krone war noch so geräumig, daß im 17. Jahrhundert die ritterliche Jugend darauf ihre Ringelstechen ritt.

Die mehrere Jahrhunderte überdauernde Festigkeit des Walles beruhte auf seinem Fundament aus Strehlemer Bruchsteinen. So erklärt sich die lange Dauer seines Baues, der bis an das Ende des Jahrhunderts und in die Regierungszeit Joachim Friedrichs reicht und nicht einmal auf der Oderseite zum Abschluß kommt. K. Schönwälder bezeichnet die Gerberpforte als östlichen Punkt dieses untermauerten Walles. Dem widerspricht eigentlich, daß Herzog Georg II. 1585 an die Errichtung des östlich davon gelegenen und in Strehlen bei einem Steinmetzen bestellten Mühltores dachte, wie aus den an ihn gerichteten Berichten vom 3. und 18. 3. (Staatsarchiv Rep. 20. I. 36 a und g) hervorgeht.

Für die Bestreichung der langen Kurtine war im Abschnitt des Schlosses ebenfalls die Errichtung einer Bastion von Peter Niuron vorgesehen, dort, wo bereits seit dem Beginn des Jahrhunderts eine Bastei stand. Wann dieses ersetzende stärkere Bollwerk gebaut wurde, ist nicht mit Sicherheit zu beantworten. K. Schönwälder behauptet Seite 14, daß bereits Georg II. dort eine Bastion erstellt habe, die aber „gesunken“ war und 1595 von Joachim Friedrich durch einen Neubau ersetzt worden sei. Der Zweifel an der Richtigkeit der Behauptung wird dadurch bestärkt, daß in einem Briefe des Hauptmanns von Kittlitz an den Fürsten vom 30. 1. 1588 (Staatsarchiv Rep. 22. Stadt Brieg VII. 11 a) nur von der Bastei die Rede ist, auf der „die dort stehenden Lusthäusel den Schanzarbeiten hinderlich“ seien. Jedenfalls stammt aus diesem Befestigungsabschnitt die auch von der Hand derselben Architekten gestaltete größere der beiden massiven Oderbastionen nebst südlich bis an das Breslauer Tor sich anschließender Kurtine. Das Schloß erhielt für 2^{1/2} Jahrhunderte seine Deckung nach der Oderseite. Unangetastet, später nur durch ein vorgeschobenes Werk außerhalb seines Umfanges verstärkt, blieb dieser trotzig massive kasemattierte Eckpfeiler als solcher bis zur Besitzergreifung durch Preußen, da als Bastion „Friedrich“, bestehen. Ihre festen Fronten und Gewölbe ruhen heute unter einer Erdecke und wären es wahrlich wert, wieder davon befreit zu werden, wie es auch bereits Ernst Günther in einem Beitrag zur Brieger Heimatgeschichte vorgeschlagen hat. Das aus der Phase italienischer Fortifikationskunst höchst interessante und sehenswerte Bollwerk würde dem Oderufer mit seinen Schmuckplätzen eine besondere Note und Anziehungskraft verleihen.

Den Abschluß der dortigen Befestigungsarbeiten bildet das **Oderbrücken-Walltor**. Der Oderturm hatte angesichts des mächtigen vor ihm sich hinziehenden Walles seine Rolle als Schützer ausgespielt. Die Festung verlangte eine Durchfahrt durch den Wall. Sie wurde in Form eines schwach S-förmigen Tunnels noch von Bernhard Niuron geschaffen, der durch seine Krümmungen dem Eindringen von Geschossen Widerstand bot. Seine Wölbung bestand aus Strehlemer Bruchstein. Ein Seitenstollen führte auf die Wallkrone. Als Ausführende werden neben dem Architekten die Brieger Maurermeister Georg Schobert und Michael Kockert genannt. Es scheint aber, daß zum mindesten die Wölbung von dem zunächst in Strehlen, seit spätestens 1598 in Brieg ansässigen Meister Fabian Geppert ausgeführt worden ist, und daß die ersteren, in den Rechnungsbelegen nur mit kleinen Posten angeführt, Hilfsarbeiten geleistet haben.

Nach der Beschreibung des Brieger Lagerbuches hatte die Durchfahrt, die im 19. Jahrhundert auch als Eiskeller und Warenmagazin verpachtet war, einen Flächeninhalt von 36 qm. Bei deren uns bekannter Breite von 4 m kommen wir auf eine Länge von 9 m, ungerechnet die dazuzudenken-

den, zu beiden Seiten an Ein- und Ausgang vorspringenden Böschungsmauern.

Von dem Bau dieses Walltores an der Oderbrücke ist bereits seit 1585 die Rede. Also gehört dessen Erstellung noch der Regierungszeit Herzog Georgs II. an. Wenn andererseits der Bau nach 1595 oder 96 und in den Wirkungsbereich Joachim Friedrichs verlegt wird, so könnte sich diese Datierung nur auf die Einwölbung oder auf einen Neubau nach mißlungenem ersten Versuch bei dem notorisch schwierigen Baugelände oder aber allein auf die Herstellung bzw. Versetzung der Prachtfassade beziehen, die dem Eingang von der Oderseite her in Sandsteinausführung vorgelegt wurde. Jedenfalls bezeichnet das genannte Jahr den Abschluß und die Krönung des Unternehmens durch diese künstlerische Fronteinfassung, die nach dem Abbruch des Gewölbes an dem Platze seiner Neuaufstellung innerhalb der Uferpromenade eine aufgemauerte, den Anfang der Durchfahrt markierende Rückwand erhalten hat.

Der abgebildete Stadtgrundriß verdeutlicht die Stellung des Torrestes mitten auf dem Rücken der verschütteten Eckbastion „Friedrich“.

Der Zeitlage entsprechend stellt sich die architektonisch - plastische Schöpfung als Werk eines Spätrenaissancebildhauers dar, der unter den Breslauer Künstlern zu suchen ist. Nach Ausweis der Formen und der Haltung der plastischen Komposition kann nur Gerhard Hendrik (Heinrich) in Betracht kommen. Wir haben zur selben Zeit in Brieg keinen Bildner gleicher stilistischer Richtung, es sind dort auch keine Werke dieses Schlages vorhanden, die den Schluß auf eine in Brieg beheimatete Werkstatt als Lieferantin zuließen. Die den gequadert eingefassten, 4 m breiten und etwas höheren, mit Halbkreis abschließenden Torbogen rahmenden Konsolen in beschlagwerkartiger Zeichnung und Ornamentierung so wie die in den Zwickeln angebrachten, aus tellerartigen Kreisflächen hervorschauenden martialischen Kriegerköpfe atmen ebenso die mittel- oder unmittelbare niederländische Schulung des Autors wie die Zeichnung und Modellierung der wappenstützenden Löwen- und Greifenpaare in der Attika die Manier des aus Amsterdam nach Breslau eingewanderten Künstlers verraten. Vgl. dazu meine „Schlesische Renaissanceplastik“ Seite 123.

Ob das erwähnte, einem Steinmetzen verdungene **Mühltor** eine ähnliche wenn auch bescheidenere plastisch-dekorative Ausstattung bekommen hat, bleibt erst bei dessen noch möglicher Auffindung beantwortbar. Wahrscheinlicher wird es so einfach gehalten gewesen sein wie die gequaderte Einfassung des Portales der Franziskanerkirche, die bei Einrichtung als Zeughaus 1582 damit ausgestattet wurde.

Ob Hans Schneider von Lindau, der damals an den Breslauer Befestigungsanlagen arbeitete und auch öfters nach Brieg kam, bezüglich der Fortsetzung und des Ausbaues um Rat gefragt wurde, ist nicht bekannt,

wiewohl anzunehmen. Dessen frühes Ableben (1606) verhinderte seine Einwirkung auf den Fortgang der Brieger Fortifikation.

b) Die sechs stadtseitigen Erdbastionen und der Brückenkopf.

Die nach der Jahrhundertwende eingetretene Pause im Festungsbau reicht bereits in den Dreißigjährigen Krieg hinein. Als der volksverzehrende Religionshader entbrannte, stand Brieg im Gegensatz zu Breslau auf allen drei der Oder abgewandten Fronten nach den Ansprüchen einer fortgeschrittenen Befestigungstechnik entblößt da. Die Schwierigkeit der Fortsetzung lag natürlich auch auf finanziellem Gebiete, da nach dem weiterhin angezogenen Berichte die Kosten für einen erheblichen Teil der Stadtkasse zufielen.

Ein günstiger Umstand für den Fortschritt des Brieger Verteidigungszustandes war die Wahl Herzog Johann Christians zum Oberlandeshauptmann von Schlesien. Die erwachsende Verpflichtung betraf in erster Linie seine Residenz.

Als förderndes Moment aber für die Wehrbaugeschichte von Brieg ist zu betrachten, daß aus der Zeit um 1680 ein offizieller und authentischer Bericht darüber unter dem Titel: „Gründliche Ausführung und figürliche Demonstration der langwierigen achtzigjährigen Fortifikation von Brieg“ in den Akten des Breslauer Staatsarchivs (Rep. 21. VII. 7 c Vol. 1) nebst gezeichneten Plänen erhalten ist. Der Verfasser ist der Ingenieurhauptmann und Architekt Christian *M a r i e n b e r g e r*. Der Bericht geht eingangs kurz auf den Bau der beiden massiven Bastionen italienischer Art ein, als deren erste er die Schloßbastion und als deren Urheber er Peter *N i u r o n* namhaft macht. Herzog Joachim läßt er 1588 die Oderbrückentbastion nebst Kurtine bis 1602 beginnen und vollenden. Nach 1618 wird der Anfang der Beratshagungen Herzog Johann Christians mit Abraham Freiherrn und Burggrafen von Donau gelegt, dem die Besorgung des Ingenieurs *P a s q u e l i n* nebst über 30 Werkleuten aus Holland zufällt. Der Beginn der Ausführung nach dessen Entwurf, der sich als Nr. 1 der anliegenden Grundrisse präsentiert, wird nach 1619 gesetzt. Das Ergebnis der Ausführung ist „wegen des unerhört bösen Grundes“ so niederschmetternd, daß Pasquelin, nachdem er „an dem Bollwerk F [Ratsbastion] noch etwas gebauet, hernach nach Preßburg gezogen sei, wo er erschossen worden“.

Aus den kurzen Andeutungen geht hervor, daß Pasquelins Befestigungsplan bereits die Verteilung der Bastionen vorsah, wie sie auch in Zukunft und auch von *S ä b i s c h* gutgeheißen wurde. Nach Lage der Dinge und Maße war einzig die Anordnung von sechs Bastionen als Ergänzung der zwei vorhandenen möglich. Im Nordosten an der Oder mußte als Gegenstück zu der Schloßbastion wiederum ein Eckpfeiler seine Stellung erhalten. Auf der Südseite gehörten ebenfalls zwei Eckbollwerke im Osten und Westen hin. In den Zwischenraum paßten noch zwei Bastionen,

in den auf der Ostseite noch eine. Bei dieser Anordnung blieb die Kurtine zwischen Schloß- und Südwestbastion verhältnismäßig lang und ungeschützt, eine Schwäche, der man beizeiten durch Einfügung eines großen Ravelins abzuhelfen suchte. Als Brückenschutz jenseits der Oder wurde ein vollständig selbständiger Ravelin für ausreichend erachtet, der tatsächlich in dem langen Kriege allein die schwierige Aufgabe zu erfüllen gehabt hat — wenn wir einer in der Folgezeit von Eusebius Mayer gemachten Aufnahme in Abb. 8 trauen dürfen. Die Verstärkung des Schutzes auf der Oderseite durch ein Werk auf dem Mühlenwerder blieb damals noch im Hintergrunde.

Der von Pasquelin erzielte Zustand der Bastionen war derart, daß in der Folge sozusagen von neuem angefangen werden mußte. Da die Kriegslage zur Fortsetzung drängte, wurde vom Herzog am 1. 7. 1622 der Ingenieur Andreas H i n d e n b e r g mit der Weiterführung der Arbeiten betraut. Angesichts der zu erwartenden Schwierigkeiten hatte er lange Untersuchungen des Baugrundes vorgenommen und entsprechende Abänderungsvorschläge, auch hinsichtlich der Verteilung der Bastionen, gemacht. Es geht auch aus seinen Berichten hervor, daß Pasquelin die dem niederländischen System eigentümliche Faussebraye, d. h. einen dem Hauptwall vorgelegten, durch einen schmälern trockenen Graben getrennten flacheren Wall mit Brustwehr als Abgrenzung gegen den nassen Hauptgraben, nicht in Anwendung gebracht hatte. Natürlich nur um Kosten zu vermeiden, denn seine Einordnung verlangte eine erhebliche Erbreiterung des Festungsgürtels samt Graben. Technisch aber war gerade die Faussebraye geeignet, das Abrutschen der Erdmassen am Hauptwall der Kurtine wie der Bastion zu verhindern. Worauf denn Hindenberg 1623 beim Bau der Südwestbastion, die der Bericht angesichts der Beteiligung der drei Herzogssöhne Georg, Ludwig und Christian beim Setzen des Pfahlrostes und beim Rammeziehen als „Prinzenbastion“ bezeichnet, zunächst mit der Faussebraye begann und dann erst den Hauptwall in Angriff nahm. Nach diesem Rezept arbeitete Hindenberg in den folgenden 10 Jahren mit einigen Unterbrechungen den gesamten Festungsgürtel diesseits der Oder um. Von dem zweiten, das Abschwemmen der Erdmassen durch fließendes Wasser verhindernden Mittel der im Hauptgraben quergelegten Staudämme (Bären) wurde nach Möglichkeit Gebrauch gemacht.

Der Einzug einer sächsischen Besatzung soll der Tätigkeit Hindenbergs ein Ende und den Befestigungsanlagen einige Abänderungen gebracht haben. Im großen und ganzen war das gesteckte Ziel erreicht, so daß der Erfolg des Jahres 1642, die siegreiche Abwehr einer energischen schwedischen Belagerung mit Hilfe geflüchteter Kaiserlicher Truppen zum Teil wenigstens auf das Konto des Festungsbaumeisters Andreas H i n d e n b e r g zu setzen ist.

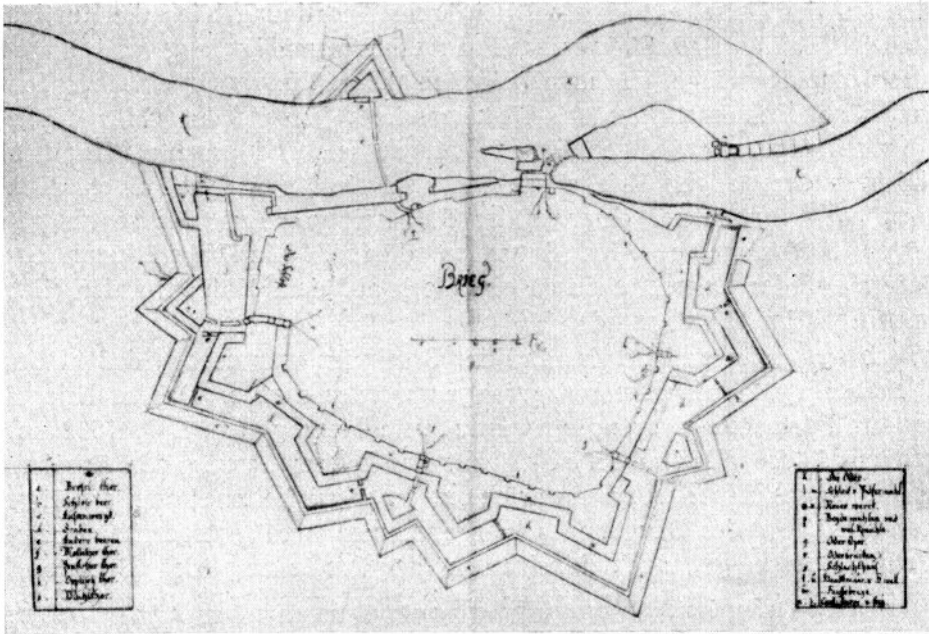


Abb. 8. Aufnahme der vernachlässigten Festungsanlagen der Stadt Brieg von J. E. Maier a. d. J. 1662. Bezeichnend ist das Fehlen des Niederwalles an Eskarpe und Kontereskarpe.

Daß den in einem langen Kriege stets gezeitigten Fortschritten der Technik entsprechend auch die Festung Brieg weiterer Ergänzungen und Vervollkommnungen bedurfte, beweist der zweite Plan des Valentin von Säbisch aus dem Jahre 1635. Daß es sich hier in Abb. 4 um einen Entwurf, nicht um eine Kopie des gerade damals in Breslau zur Anstellung gelangten Festungsbaumeisters handelt, ist aus verschiedenen Gründen wahrscheinlich. Charakteristisch für die Modernisierung ist die vermehrte Einfügung von kleineren, im Graben vorgeschobenen, vom Wall losgelösten Bollwerken, die hier Ravelins heißen, zwischen den Hauptbastionen. Daß nicht alle dieser geplanten Ravelins zur Ausführung gelangten, wird in dem uns noch beschäftigenden Gutachten Mayers von 1662 behauptet. Auch Hindenberg hatte bereits etwa drei solcher Außenwerke eingeordnet, darunter den in der Belagerung von 1642 von den Schweden eroberten Ravelin vor der fehlerhaft langen Kurtine zwischen Schloß- und Prinzenbastion. Neu sind auch die ravelinartigen Halbmonde vor den vier Eckbastionen, von ihnen waren aber bereits zwei an der Oder entstanden. Der Brückenkopf erscheint auch hier noch in stiefmütterlicher Behandlung als einfacher Ravelin.

Die durch das Ende des Dreißigjährigen Krieges bedingte Ruhepause im Festungsbau wurde nach kaum sieben Jahren durch neu aufsteigende Wolken unterbrochen. Gefahr drohte von schwedischer wie von polnischer

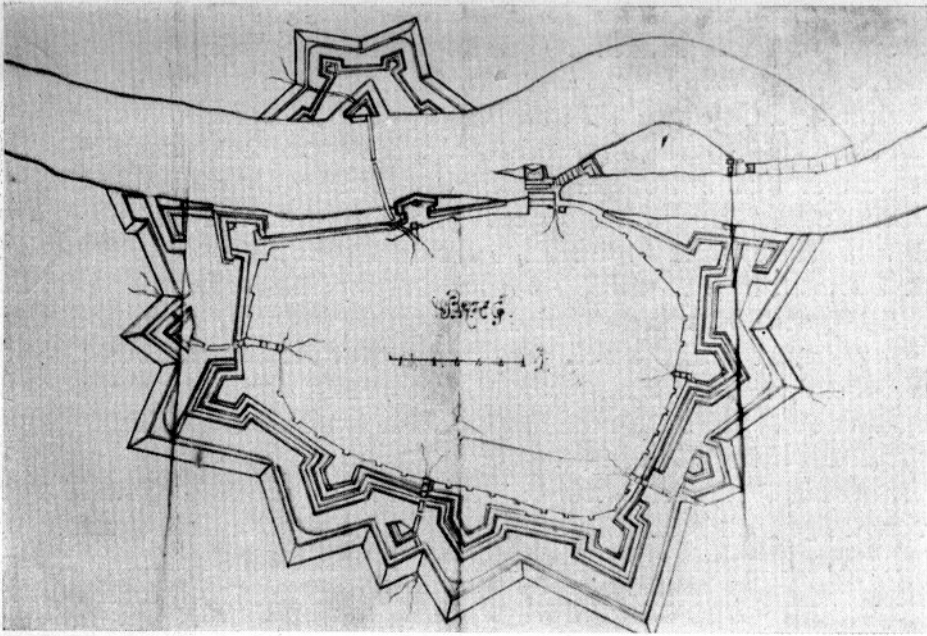


Abb. 9. Wiederherstellungs- und Erweiterungsvorschlag für die Befestigung von Brieg einschließlich des Brückenkopfes von J. E. Maier a. d. J. 1663.

Seite. Der Ingenieurhauptmann Johann Moritz Gründel hatte seit 1654 den Auftrag, den Zustand der Festung Brieg zu verbessern. Auch er hatte die unliebsamen Erfahrungen mit dem schlickerartigen Baugrund durchzumachen. Enorme Mengen von Bauholz und Reisicht wurden benötigt. Obwohl er neben der üblichen Neupallisadierung den nassen Hauptgraben in einen geeigneteren Zustand durch Ausschachtungen versetzte und endlich auch den Bau einer Kontre-Escarpe, wohl in Form eines niedrigeren Walles mit Brustwehr, durchführte, blieb das Gesamtergebnis trotz der reichlichen Zuwendungen aus ständischen und kaiserlichen Kassen für strengere Ansprüche ungenügend. Gründels Nachfolger Johann Eusebius Mayer wies in seinen Berichten seit 1660 und auch in Zeichnungen wie in der hier wiedergegebenen Abb. 8 aus dem Breslauer Staatsarchiv (Rep. 21. VII. 7 a und c) drastisch nach, daß Wall und Bastionen sich in katastrophalem Zustande befänden, weil ihnen in gesamter Ausdehnung die Faussebraye fehlte. Allerdings gibt er zur Erläuterung, daß der Niederwall samt Brustwehr wohl einmal vorhanden gewesen, aber „gerutschet“, d. h. durch Vernachlässigung und Witterungseinflüsse und Senkungen infolge starken Grundwassers zum Abrutschen und Schwinden gebracht worden sei.

Eusebius Mayers Instandsetzungsentwurf Abb. 9 beläßt drei Ravelins an den Torbrücken und die zwei den beiden Eckbastionen an der Oder vorgelegten Halbmonde, stellt die Faussebraye wieder her, will die neueren

Bastionen durch sogenannte Reiter (Kavaliere) erhöhen und setzt jenseits der Oder als verstärkenden Brückenkopf ein den Ravelin umschließendes einfaches Zangenbollwerk. Die Deckung des Mühlenwerders ist insofern berücksichtigt, als eine Erneuerung der dortigen Schanzen gefordert wird. Auch Eusebius Mayer hatte mit dem Brieger Festungsbau nicht viel Glück. Mit dem in fünf Jahren Geleisteten war Herzog Christian II. nicht zufrieden. Selbst Friedrich Lucae stellt dessen Errungenschaften kein großes Lob aus. Vielleicht hätte Christoph Hedwig(er), den der Herzogshof dem Oberamtskollegium 1659 als Ingenieur empfahl (Staatsarchiv Rep. 21. III. 16 dd), den Erwartungen auf die Dauer besser entsprochen. Nach dem Abgang Mayers bediente sich der Herzog nach Fr. Lucaes Überlieferung der Ratschläge eines venetianischen Grafen und Kaiserlichen Hauptmanns Contareni, vielleicht auch des in Ohlau um 1665 beschäftigten Ingenieurs Joh. Michael Ziegler.

Einen neuen Abschnitt leitet das Auftreten des um 1672 gleichfalls in Ohlau tätigen Christian Marienberger ein. Von ihm stammt der bereits erwähnte, um 1685 nach Brieger Kanzleidokumenten ausgearbeitete undatierte Überblick über den unbeständigen Festigungsbau, der eine gründliche Beschäftigung mit dem schwierigen Problem und zugleich reife Kenntnisse in seinem Fach verrät, so daß er auch 1675 als kaiserlicher Beamter angenommen wurde. Sein fortgeschrittenes Wissen beweist er in zwei Entwürfen zu mächtigen Tenaille-(Zangen-)werken am Oderbrückenkopf und für den Abschnitt zwischen Mollwitzer und Breslauer Tor. Das erstere scheint ausgeführt worden zu sein. Seine Wiederherstellungsvorschläge, die auf eingehenden Untersuchungen des Brieger Baugrundes und der Grabenbewässerung beruhen, weichen 1670 und ein Jahrzehnt später erheblich von einander ab, da er da schon „fast die ganze Hälfte um die Stadt vom Mollwitzer Tor bis zum Siedichfür im Nordosten beständig und dauerhaft gebauet“ hat. Die Erhöhung der Südostbastion durch einen Kavalier mag auf sein Konto zu setzen sein. Das unausgeführte Programm sieht neben den fürs erste notwendigen Erdbefestigungsarbeiten an sämtlichen Werken und Gräben die Errichtung von Mannschaftswachthäusern an den verschiedenen Bastionen und Ravelins und die Verlegung des Schlachthofes vom Brückenkopf, dann die Erneuerung des Walles an der Gerberpforte und des „halben hohen Werkes an der anderen Seite des Wehres bei der Mühle“ vor. Berichte der folgenden Jahre von anderer Hand künden die Durchführung von Abänderungen und Reparaturen nach Marienbergers Anweisungen. Die Meldungen in der letzten österreichischen Zeit an die Regierung lassen daraufhin eine gewisse Beruhigung erkennen, die man auch als Stillstand bezeichnen kann.

c) Der Festungsbau in preußischer Zeit.

Am Ende der vorhergehenden Phase hatte sich bereits eine Rückkehr zur

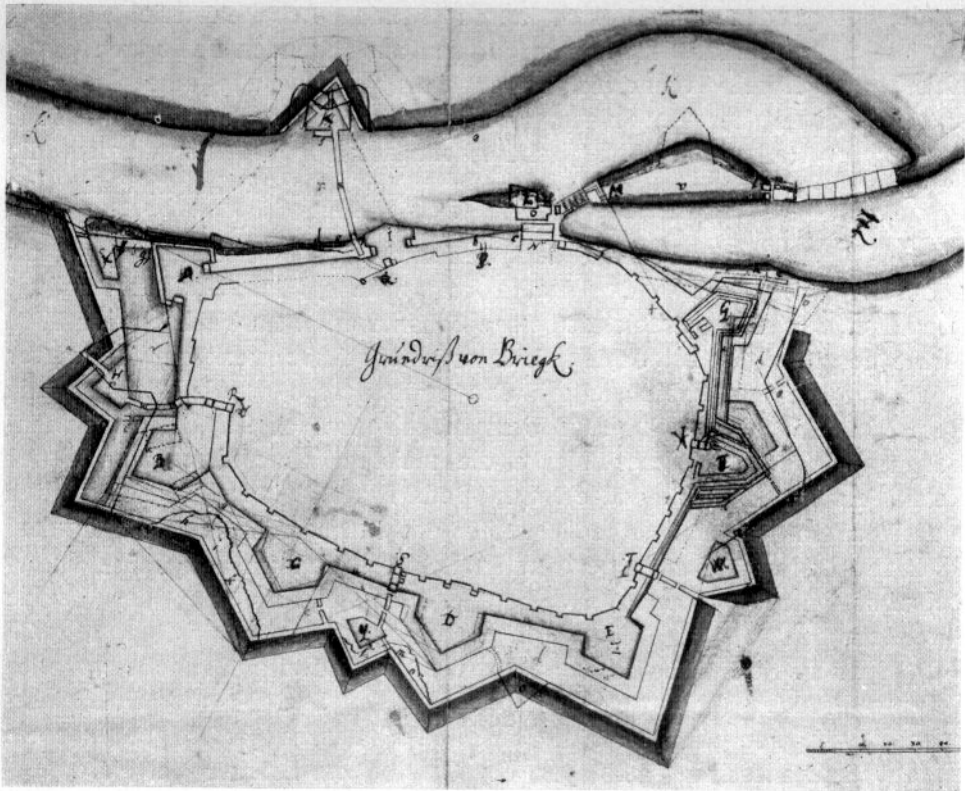


Abb. 10. Plan der Festung Brieg von Marienberger (?) a. d. J. 1668 mit Einzeichnung der Wallrisse.

massiven Ausführung gewisser Teile der Befestigungsanlagen, insbesondere deren Fundamentierung, bemerkbar gemacht. Dieser Rückschlag nimmt im fortschreitenden 18. Jahrhundert an Intensität zu.

Friedrich der Große bekehrt sich nach anfänglichem Schwanken zur Errichtung von festen Stützpunkten. In der Oderlinie sollte Brieg seine angestammte Position behalten. Das Bastionärsystem, das dort obwaltete, wurde zur Grundlage des weiteren Ausbaues.

In den ersten acht Jahren seiner Regierung war der Generalmajor von Walrave mit dem Umbau betraut. Er war geborener Westfale, dann holländischer Offizier und seit 1715 in Diensten von dessen Vater. Seine Schulung im neuniederländischen Festungsbau spiegelt sich in seinen Maßnahmen wieder.

In einer in den Grundstein „zum neuen Bau auf dem Siedichfür“ (der späteren Bastion Westfalen) am 24. 4. 1741 gelegten Urkunde ist die erste gelöste Aufgabe der Wiederherstellung des Wassergrabens und dessen Umgürtung durch einen Wall genannt. Unter letzterem ist die erhöhte Konter-Eskarpe mit Niederwall und Brustwehr zu verstehen. Die

in den folgenden Jahren sich anschließenden Arbeiten erleiden eine gewisse Einschränkung zugunsten der neu anzulegenden Festungen Glatz, Neisse und Kosel. Immerhin hatten die Ingenieurhauptleute *Storch* und *Petri* mit der Vermessung neuer Außenwerke vollauf zu tun. Teile der Dörfer Rathau und Briegisdorf mußten abgebrochen werden, die Landleute erhielten neue Höfe aufgebaut. Im Osten zwischen Oder und Oppelner Tor wurden die Dreifaltigkeitskirche und Abschnitte der Fischer- und Neuhäuserstraße der Verbreiterung des Befestigungsgürtels geopfert. Dem Schutze der drei Tore wurde größere Aufmerksamkeit gewidmet, vor ihnen entstanden neue Schanzwerke. Im Frühsommer 1742 stellte der König selbst das Projekt zu einem Außenwerk am Mollwitzer Tore auf, dessen Ausführung *Walrave* überlassen wurde (Staatsarchiv Rep. 199. VII. 78 Vol. 1). Daß dem Ziegelverbrauch für die Fundamentierungen alter und neuer Werke die meisten Mauertürme zum Opfer fielen, erzählt *K. Schönwälder*. Der Bedarf an Steinen für notwendige Massivbauten war sehr erheblich. Für das Pulver, das zunächst in dem 1742 für Lagerzwecke hergerichteten Schlosse und im Zeughause untergebracht war, wurden Magazine benötigt, wofür einer der beiden *Rottengatter* 1747 Entwürfe einreichte (Staatsarchiv Rep. 14. VII. 7 d). Das Projekt sah als Bauplatz die Gegend des Orillions vor der Bastion Preußen (früherer Halbmond vor der Schloß- oder Friedrichsbastion) vor. Also hatte dieser der neuniederländischen Befestigungstheorie angehörende massive Walkkörper, der Orillion, im Brieger Verteidigungssystem bereits Eingang gefunden.

Ein besonderes Kapitel der Festungsgeschichte bilden die Kasernenbauten. Eine der frühesten Maßnahmen *Friedrichs des Großen* galt der Unterbringung der Besatzung, die in österreichischer Zeit in Bürgerquartieren gelegen hatte, in eigenen Häusern. Die ersten Kasernen waren Fachwerkbauwerke. Ihre Lage ist in den Plan *F. B. Werners* Abb. 6 eingezeichnet. Ihre Dauer betrug nur ein Menschenalter. *Ing. Hauptmann Petry* und *Baudirektor Arnold* sind ihre Architekten gewesen, worüber uns die Akten des Staatsarchivs (Rep. 199. VII. 46 Vol. 1) unterrichten. Ein Lazarett vor dem Oppelner Tore gehörte um 1744 hinzu.

Fachwerkausführung eignete sich nicht für dichte Belegung von Gebäuden mit rauhen Kriegern. 1780 war die Erbauung von massiven Kasernen spruchreif. Entwurf und Kostenaufstellung zu der noch stehenden langen Kaserne, die im Osten dicht hinter die Stadtmauer auf das Terrain des früheren Stadtgrabens zu stehen kam, macht der Brieger Bauinspektor *A. V. Geiseler* (Vgl. *Bimler*, Neuklass. Bauschule Heft 4 S. 4 ff.), *K. G. Langhans* verstand es aber, diesem den Auftrag aus der Hand zu nehmen und seinen geänderten und billigeren Anschlag durchzusetzen. Sein Ergebnis ist wohl der nüchternste Bau in seinem Lebenswerk. Das dreigeschossige, 26 achsige Gebäude mit abgewalmtm Dach läßt die

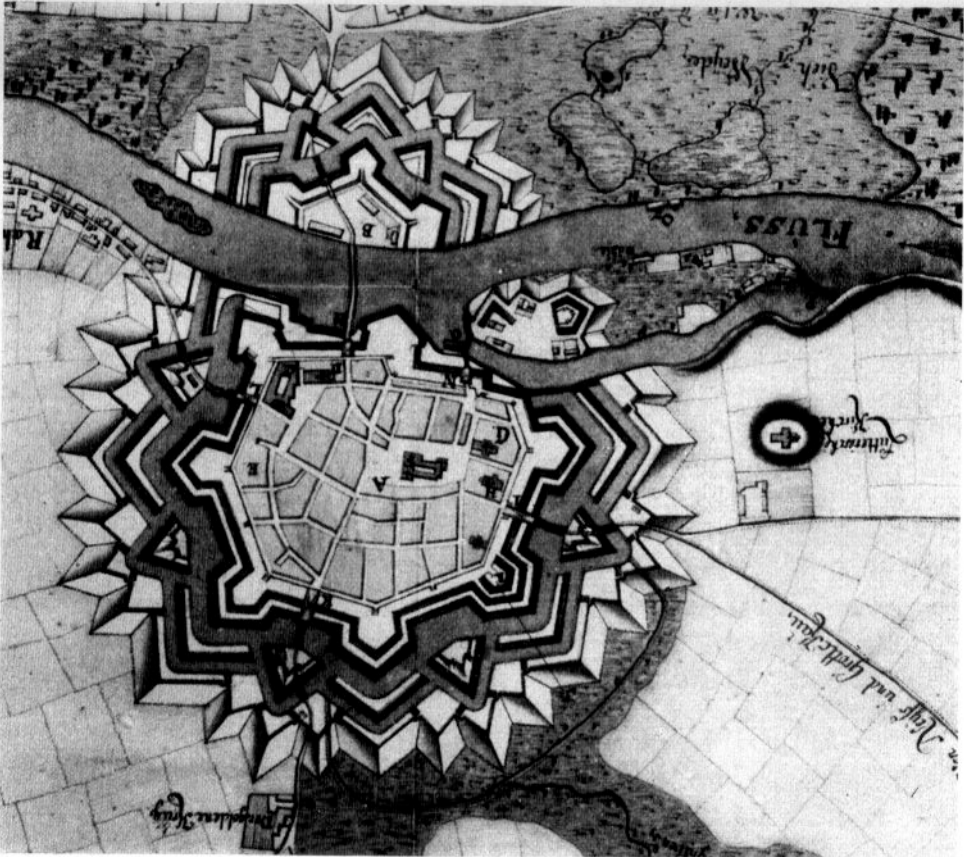


Abb. 11. Plan der Festung Brieg aus dem Heeresbericht Wien vom Ende des 17. Jahrh., anscheinend von 1697 nach dem Projekt von Peter von der Kruiß.

übliche plastische Durchbildung der Fassaden vermissen. Lediglich die mittleren drei Achsen sind risalitartig durch seitliche breite, horizontal gefugte Streifen und einen flachen Dreiecksgiebel zusammengefaßt und so herausgehoben. Mäßige Bildhauerarbeit in Stuck füllt das Tympanon. Außerdem sind die vierten Achsen auf jeder Seite durch Streifen sehr schwach betont. Die Distanz gegen die in der Nachbarschaft stehende, 1784 von J. M. Pohlmann erbaute Kleine Kaserne ist unerheblich. Auch dort sind die drei mittleren der 15 Achsen ähnlich betont, das Giebelfeld fehlt hier jedoch. Auffallend ist an letzterer Kaserne, daß der Flügel in stumpfem Winkel anfällt. Die Erklärung gibt Pohlmann im Aktenstück Staatsarchiv Rep. 199. VII. 46 Vol. 8 am 29. 9. 1784 selbst mit der Begründung, daß der Zugang zum Zeughaus und die Rücksicht auf die Auffahrt von Geschützen für die eigenartige Lösung hätten maßgebend sein müssen.

Im Verlauf der friderizianischen Kriege hatte die Festung keine Gelegenheit, ihre Tauglichkeit und Zuverlässigkeit zu beweisen. Eine gründliche

Überholung der Werke fand um 1775 statt. Tief eingreifende Änderungen, wie sie der nach dem Sturze Walraves (1748) der die Belange des Festungswesens selbst in die Hand nehmende geniale König und Feldherr vor allem in Schweidnitz, Neisse und Silberberg und nach 1770 auch in Glatz vornahm, fanden hier nicht statt. Der Bau von bombensicheren Kasematten, wie sie auch in Breslau entstanden, blieb der Festung Brieg versagt. Der berüchtigte Baugrund ließ Erwägungen in dieser Richtung nicht mehr aufkommen.

In dem letzten Abschnitt der Brieger Festungsexistenz setzt noch einmal 1789 eine Instandsetzungszeit mit der Modernisierung des Brückenkopfes jenseits der Oder und der Verschanzung der Mühlinsel ein. Schon 1788 wurden die beiden zu Schloß und Hedwigskirche gehörenden Friedhöfe mit Rücksicht auf das Verteidigungssystem eingezogen bzw. verlegt. Eine Verstärkung des Brückenkopfes durch Errichtung einer Redute gehörte zu den vordringlichen Aufgaben. Ihre Lage etwa im Schnittpunkt des heutigen Schiffahrtskanales und der nordwärts führenden Straße trug ihr den Namen der Schreibendorfer Redute ein.

Im Februar 1789 trafen die höheren Ingenieuroffiziere Oberstleutnant von Freund und Oberwachtmeister von Harroy zur Besichtigung des Geländes für das neue Hornwerk und der Mühlinsel ein. Dem Ingenieurhauptmann von Bourdet war die Vermessung des Terrains zugefallen. Der Oderkretscham, ein Bauholzplatz und verschiedene Gärten, darunter auch der des Bauinspektors A. V. Geiseler mit achteckigem Gartenhaus auf dem Mühlwerder, mußten verschwinden (Staatsarchiv Rep. 14. VII. 7 c Vol. 3). Alle Anstrengungen und ausgiebigen Neupallisadierungen wandten den ruhmlosen Fall im Januar 1807 nicht ab. Trotz der folgenden Entfestung ist der Bastionsgürtel erkennbar geblieben. Die vorgeschobenen Werke mit Gräben sind nach ihrer Einbnung verschwunden. Die Namen der Hauptbollwerke klingen noch in der Überlieferung fort: Die massive Oderbrückenbastion Hautcharmois ist uns schon bekannt, desgleichen der feste Eckpfeiler im Nordwesten, die Schloßbastion, dann als Bastion „Friedrich“ mit dem nicht mehr sichtbaren Halbmond oder Bastion „Preußen“. Der Ravelin, der die lange Kurtine im Westen und das Tor deckte, ist vollständig eingeebnet, die Große Bastion oder Prinzenbastion an der Südwestecke hieß dann „Brandenburg“. Die Mollwitzer Torbastion wurde „Pommern“ getauft, die noch im Süden benachbart liegende Ratsbastion „Mark“, die Eckbastion im Südosten, die „Hohe“ ehemals bekam den Namen „Magdeburg“, auf deren Vorfeld jetzt das Stadtbauamt liegt. Die das Oppelner Tor deckende Bastion wurde zur „Halberstadt“, der alte „Siehdichfür“ im Nordosten mit Halbmond zur „Westfalen“ und die den Kasernen vorgelagerte Redoute ihrem jüngsten Charakter entsprechend zu einer mit dem Namen „Wilhelm“ zu Unrecht bezeichneten Bastion.

Das erste Schloß.

Die Bildung einer dichteren Ansiedlung am Oderübergang hatte die Gründung eines Herzoghofes, einer Kurie, zur Folge gehabt. Beide Vorgänge liegen in Jahrhunderten, aus denen noch keine schriftlichen Quellen fließen. Jedenfalls war die Gunst der Verhältnisse, also hier die Konsolidierung eines Brücken- und eventuellen Marktverkehres, eine wichtige Voraussetzung für die Existenz eines landesherrlichen Wohn- und Verwaltungssitzes.

Die ersten Erwähnungen der herzoglichen Kurie, für die wir auch den Ausdruck Burg setzen können, hat K. Schönwälder 1848 mit gewohntem Fleiße zusammengestellt. Von C. Grünhagen sind sie 1870 im Urkundenbuch der Stadt Brieg (Codex Dipl. Silesiae Bd 9) ergänzt worden. Das Jahr 1235 ist erster Beleg für die Existenz der Burg ohne baugeschichtlichen Inhalt. Die wichtige Folgerung aus der Tat der Stadtplanung nach dem Mongolensturm hinsichtlich der Erstarkung der Residenz ist unausgesprochen geblieben.

Die nächste Jahreszahl 1300 bringt als angebliches Novum aus unsicherer Quelle die Befestigung der Stadt mit „Mauer und Schloß“, als wenn erst damals das Schloß entstanden wäre.

Die ersten Andeutungen über die Ausdehnung des Burggeländes erhalten wir aus der Dotationsurkunde Herzogs Boleslaus III. für das Dominikanerkloster vom 9. 1. 1336. Ein kleiner Graben nach der Burg zu einerseits und ein sich an die Stadtmauer anlehndes Kornhaus im Osten andererseits werden als Grenzen des verschenkten Schloßterrains angegeben. Da uns das Gebiet des Klosters ungefähr, die Lage der Stadtmauer aber nur sehr vage bekannt ist, so gewinnen wir als Ausdehnungsbereich etwa das Gebiet zu beiden Seiten der Junkernstraße.

Mit der Regierungszeit Herzog Ludwigs I. betreten wir sichereren Boden. Am Ende des ersten Viertels seiner 40 jährigen segensreichen Herrschaft, 1368 oder wahrscheinlicher 1369, legt er den Grundstein zu der aus der Burgkapelle erwachsenden Kirche des von ihm gegründeten Domkapitels, nachdem er zunächst sich selbst ein würdiges Haus von Ziegeln in der ererbten und infolge ihrer ständigen Verlassenheit verwahrlosten Fachwerk- oder Holzbürg gebaut hatte. Stolz betont er in einer Urkunde von 1379 den Ausstellungsort, die domus nova lapidea, den massiven Teil und Flügel seiner Burg.

Von der Ausdehnung dieser erneuerten festen Burg wissen wir schon seit 1370 etwas. Sie besitzt zwei Hofstuben. In der größeren von ihnen, in majore stuba, unterzeichnet er am 27. 1. ein Schriftstück. Damit ist freilich noch nicht die Möglichkeit gewonnen, Lage und Grundriß des massiven Flügels zu bestimmen und zu zeichnen, auch nicht auf die etwas reichlichere Auslassung in der bekannten Stiftungsurkunde vom 8. 4. 1371

hin, in welcher das Gebiet umrissen wird, das der Herzog der neu gegründeten Kollegiatkirche auf dem Schlosse in Brieg schenkte. Von dem die Burg umgebenden Garten erhält das Stift den nach hinten bis zum größeren Turme nach dem Frauen- oder Breslauer Tore gelegenen Teil mit seiner Umgebung zwischen dem Graben und der Stadtmauer, die damals zunächst noch weiter südlich in Höhe des Pfarrhausgrundstückes stand und deren Verlegung „zum Besten und zur Sicherheit des Schlosses als der Stadt“ vom Herzog in Aussicht genommen war.

Zu diesen recht mageren urkundlichen Überlieferungen des Mittelalters gesellen sich noch drei nicht minder unsichere und vage der angehenden und späteren Neuzeit: 1538 brannte das hölzerne Frauenzimmerhaus ab. Wir erhalten also die nicht auffallende Kunde, daß der den Frauen reservierte Flügel ein Fachwerkbau war, wie er selbst im Rahmen eines Herzogsschlosses ohne weiteres erwartet werden kann. Den zweiten Beitrag liefert ein Rechnungsbuch des Fürstlichen Stiftes aus dem 17. Jahrhundert im Breslauer Staatsarchiv (Rep. 237 Zg 22/28 Nr. 67), das 1666 die Existenz eines alten Turmes auf dem Kirchhofe aufdeckt. Dieser war bereits bis auf das Erdgeschoß abgebrochen, erhielt aber im Herbst ein neues Stockwerk mit schindelgedecktem Satteldach. Dessen „Wand gegen dem Breslauer Tore“ braucht einige Ausbesserungen, und die zwei Giebel waren aufzumauern. Sein Gewölbe mußte verankert werden. Daß es sich hier um einen ehemaligen Turm der Burg handelt, liegt auf der Hand. Die dritte Urkunde ist eine Grundrißaufnahme des Bauinspektors J. G. K i t s c h m a n n vom Schloßkirchhof aus dem Jahre 1777, die gleichfalls im Staatsarchiv unter den einst ins Provinzialschulkollegium gewanderten Stiftsamtakten (Rep. 206 Zg 5/33 Nr. 373) verborgen war. Als interessante Neuigkeit enthält sie neben der Fixierung des eben erwähnten, hier als „altes Gewölbe“ bezeichneten Turmes die Eintragung ruinenhaften Mauerwerkes, das sich in gestrichelter, mehrfach gebrochener Linienführung, in einem Abschnitt parallel zur Westwand des Löwenturmes, westwärts erstreckte.

Realere Ergänzungen zu diesen geschriebenen und gezeichneten Aufweisungen gewinnen wir aus der Untersuchung der im Bereich der Hedwigskirche, der monumentalen und bis auf Chor und Dach unbeeinträchtigt Repräsentantin herzoglicher Baubetätigung in der schon erwähnten Domkapitelgründungszeit. Die anscheinend beseitigte kleine Burgkapelle erhielt eine Nachfolgerin großen Formates, das noch durch die Erwägungen gesteigert wird, daß wir hier nur einen Teil der Kollegiatkirche vor uns haben. Die Beendigung eines unternommenen Kirchenbaues erlebte, wie es den Anschein hat, Ludwig I. nicht, wenigstens nicht in der Form, wie sie das Ende des 15. Jahrhunderts gesehen hat. Denn in dem um den 1782 neu gebauten Chor sich erstreckenden Hofwinkel sind Gewölbeanfänger über Konsolen von zwei Jochen an Wänden mit

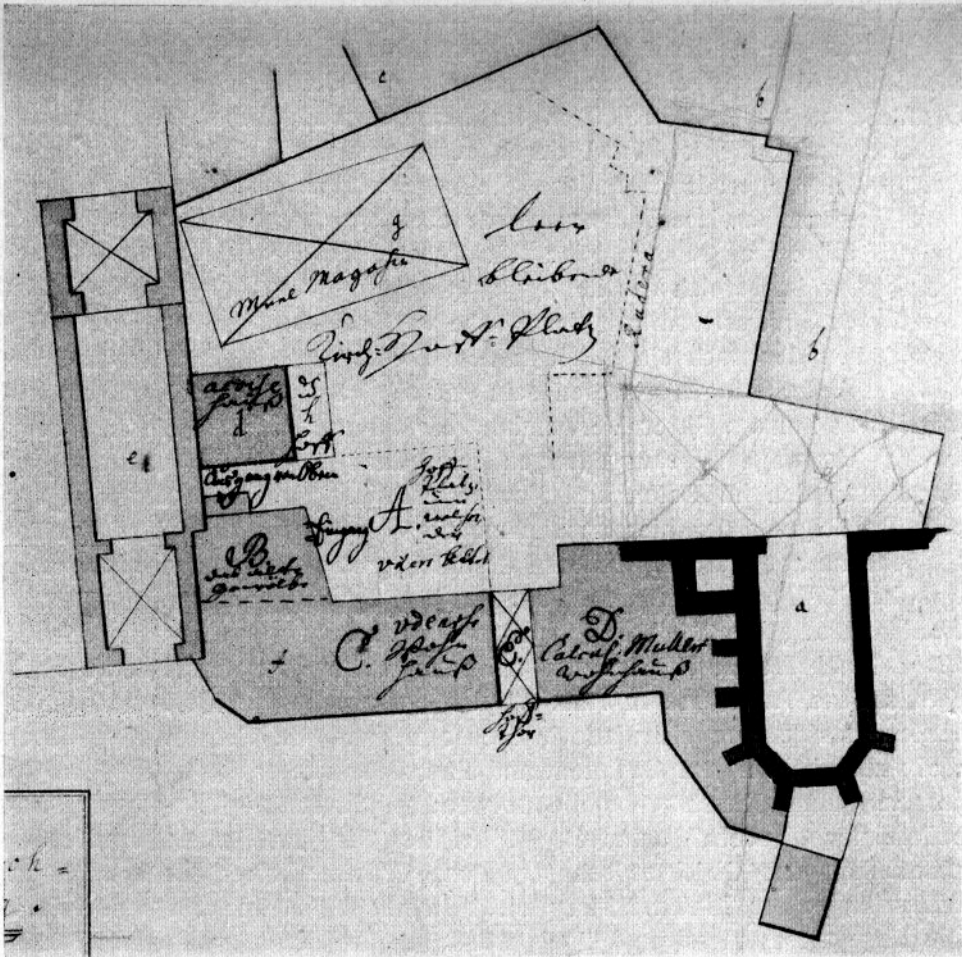


Abb. 12. Grundriß des Geländes des ersten Schlosses zu Brieg von Kitschmann aus dem Jahre 1777.

entsprechendem Ziegelformat des 15. (!) Jahrhunderts sichtbar. Eine dritte Travée mit abschließender Wand ist westwärts zu ergänzen. Alle Spuren verraten, daß hier ein geostetes Querschiff auf trapezförmigem Grundriß in Ausdehnung von wahrscheinlich drei fast quadratischen Jochen stand. So füllt sich zunächst die Südostecke des zu rekonstruierenden Burghofes mit architektonischem Aufwand an. Die Lage dieser Kapelle und späteren Kirche erweist jedoch, daß die schützende Burg sich einst westwärts von ihr erstreckte.

Der dem Kirchengebäude mit seiner Südwand dienende sogenannte Löwenturm ist im unteren Abschnitt noch vorhanden. Sein Ziegelformat 28 : 13 : 9/10 cm verrät seine Entstehung um 1350, vielleicht in der Regierungszeit Ludwigs I. Der zweite der 1371 erwähnten Türme ist

ebenfalls im Unterteil erhalten und dient jetzt als dazu prädestinierter Luftschutzraum im Eckhause Schloßplatz Nr. 1. Im Erdgeschoß ist nur die Südwand übriggeblieben. Seine Mauern sind 2,25 m stark, seine Grundfläche mißt 4,25 : 3,60 m im Lichten. Daß dieser Turm uralter Bestand der Burg ist, wird durch seine zunächst völlig unmotivierte, wehrtechnisch geradezu sinnlose Stellung unmittelbar neben dem Breslauer Torturm erwiesen. Jener wurde eben von der Stadt dahin gebaut, wo er hinkommen mußte. Eine Rücksichtnahme auf den bereits stehenden Quader im Bereich des herzoglichen Burggebietes blieb unangebracht. Der diesen Südwestturm mit der Kirche verbindende Abschnitt der Wehrmauer, von der noch ein Stück in dem Eckhause steht, könnte zunächst Teil des Burgberinges gewesen sein, wenn dieser hier nicht weiter ostwärts sich hinzog. Ihrer Verwendung als Stadtmauer müßte ein Umbau ihres Wehrganges vorausgegangen sein, doch spricht die Stellung des Turmes zu den im Osten und Norden anfallenden Wehrmauerteilen für eine Beseitigung der hier anzunehmenden Beringteile zugunsten der im 16. Jahrhundert erstellten Mauern des Walltores und des Stadtberinges. Auf der Süd-, genauer Südwestseite, ist jede Spur der Burgexistenz durch die Einfügung des Walltores vernichtet worden. Im Nordwesten scheint der in mehrfachen Brechungen auftretende Zug der Mauerruine nach Kitschmanns Aufnahme in Abb. 12 den entsprechenden Beringteil anzuzeigen. Es könnte sich jedoch ebensogut und vielleicht mit größerer Wahrscheinlichkeit um die Innenwand einer oder zweier Flügel handeln. Ob der Zeichnung Kitschmanns die notwendige Zuverlässigkeit in der Aufnahme der „Rudera“ anhaftet, ist bei der für ihn geltenden Nebensächlichkeit des Objektes sehr fraglich. Trümmerhaftes Mauerwerk ist zudem in seiner Linienführung nicht immer ohne weiteres verfolgbare. Die Lage dieses massiven Flügels würde zu der des Löwenturmes wenig stimmen, eher aber zur Kirche. Es ist möglich, daß die Fundamente davon noch einmal gefunden werden, dann wird die Rekonstruktion des massiven Wohnflügels unter Umständen möglich sein. Da das Frauenhaus an geschützter Stelle zu suchen ist, so würde dafür die Stadtseite am besten passen, die den Zusammenhang mit der Kirche wahrt.

Der Rundturm am Nordende des sich anschließenden Renaissanceschloßflügels, den ich noch 1933 für einen romanischen ansah, wird besser als ein für diesen Zweck erbauter Treppenturm anzusehen sein. Das Mauerwerk zwischen Kirche und Torhaus ist solches des 15. Jahrhunderts. Hier hat eine über den Burgumfang des 14. Jahrhunderts hinausgreifende Erweiterung stattgefunden. Das Torhaus selbst hat in seinem älteren nördlichen Teile an der Westwand keinen einheitlichen Verband, in der Ostwand ist das Ziegelformat des 14. Jahrhunderts vorhanden, das aber aus der Wiederbenutzung älterer Steine stammen könnte. Die auffallende Spitzbogenwölbung des Torhausnordabschnittes würde die bisherige Er-

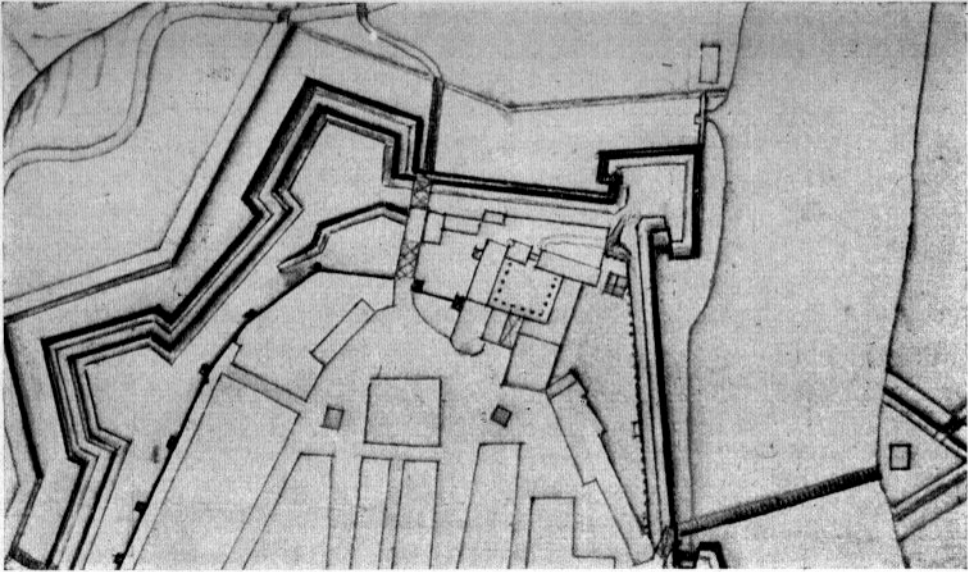


Abb. 13. Ausschnitt aus dem Brieger Festungsplan des V. v. Säbisch von 1625 mit Westteil. Die Westseite an der oberen Bildkante.

klärung dafür „aus statischen Gründen“ (Hans Lutsch) überflüssig machen.

Wenn wir mit den so erörterten Begrenzungslinien für die mittelalterliche Burg den üblichen Flächeninhalt von etwa 40 : 50 m erlangen, so fehlen doch zuverlässige Anhaltspunkte für die Einordnung bestimmter Wohngebäude in diesen Grundriß. Schon die Frage nach dem Eingang in die Burg scheitert an dem Mangel an geeigneten Hinweisen. Mit einer gewissen Sicherheit ist er zwar auf der Stadtseite anzunehmen. Er könnte zwischen Südwestturm und Kirche gelegen haben, er darf auch östlich von der Kirche gesucht werden. In letzterem Falle wäre die Burg in gleicher Richtung zu erweitern. Und dann würde es sich schon um einen Akt der Burgvergrößerung handeln, der nach der Mitte des 15. Jahrhunderts anzusetzen sein würde und in nächster Nähe zu der Jahreszahl 1481 der in Minuskeln geschriebenen Steintafel über dem Löwenturmeingang stände.

Den die Burg einst umziehenden Graben habe ich in meiner Rekonstruktionsbesprechung, soweit eine solche durchführbar war, vernachlässigt. Im nördlichen Abschnitt ist dessen Lage besonders unsicher, zumal dort als Schutz unter Umständen der Bach (Rattebach?) in Betracht käme, dessen Mündung A. Schaubé dahin zwischen Schloß und abgebrochene Zuckersiederei verlegt.

Das Renaissanceschloß

gehört nicht mehr zu den auf feindliche Abwehr berechneten und gestal-

teten Gebäuden. Alles an dem 1535/6 und 1544 bis um 1560 errichteten Drei- bzw. Vierflügelbau atmet behagliche und künstlerische Wohnkultur. Deren Ausdruck in geradezu luxuriös zu nennender architektonisch-plastischer Entfaltung ist in den skulptierten und durch Galerien aufgelockerten Fassaden des Hofes und des Torhauses zusammengedrängt. Die kühle Haltung der Außenwände mit kahlen Fensterreihen, aber anheimelnden, mit Zwerggiebeln durchsetzten Steildächern wird durch das einladend entgegenstrebende, nach italienischer Art flachgedeckte, mit einem Dachgarten und Belvederepavillon ausgestattete Torhaus in liebenswürdiger Weise gemildert. Mit drei Stockwerken steht dieser Quader vor dem einst vier-, nicht wie jetzt, wo seine Wiederherstellung in die Wege geleitet ist, dreigeschossigen Wohntrakt. Von einer Tür des dritten Stockes aus konnten die Familienmitglieder oder Gäste, die dort untergebracht waren, den Dachgarten betreten und das Treiben der Stadtleute, das sich zu ihren Füßen nach dem Marktplatz und dem Breslauer Tor hin entwickelte, beobachten.

Auch die geschweiften Fledermausfenster, die jetzt das zu niedrig gehaltene neue Dach in falscher Anlehnung an den vergangenen und überwundenen Ausbau der Schloßflügel zu Speichern erhalten hat, sind unrichtig und unzulässig und wirken gegenüber der im Torhaus sich entwickelnden Geste eines Palazzo geradezu befremdend.

Der Erbauer des Schlosses, Herzog Georg II., hat sich als liebenswürdiger Hausherr mit seiner Gattin, einer brandenburgischen Prinzessin, in steinernen Rundbildern an die Torhausfront stellen lassen. Den Künstler dieser lebensvollen Gruppe habe ich 1937 in meiner „Renaissanceplastik“ als den dem Namen nach noch unbekanntem, in Neisse mit den Buchstaben K. J. signierenden Bildhauer festgestellt. Diese Berichtigung streue ich bei dieser Gelegenheit ein, um dadurch die Leser meiner Schloßmonographie von 1934 aufzuklären. Das Verdienst des an der dekorativen Ausstattung stark beteiligten Bildhauers Andreas Walter I wird durch diese Richtigstellung allerdings etwas beeinträchtigt.

Die Namen der beiden Schloßarchitekten sind Jakob und Franz Parr, von denen nur der letztere als Künstler anzusprechen ist. G. Schönaich hat in seiner „Studie“ 1935 mit der ihr durchgängig anhaftenden wissenschaftlichen Sorglosigkeit auf S. 33 wiederum die abgetane Namensform Baar und als Gestalter den Meister Jakob herausgestellt. Die von August Hahr in Upsala und von mir vertretene Form Parr (= de Paris) ist inzwischen von Luigi Simona in den Kirchenbüchern zu Lugano festgestellt und von A. Hahr erneut 1936 in der „Tidskrift för Konstvetenskap“ S. 26—31 behandelt worden. Die Heimatstadt dieser und der anderen Mitglieder der Familie Parr ist also nicht Mailand, sondern Lugano, das zum früheren Herzogtum Milano gehörte.

Der das Schloß von der Stadt wie in Ohlau noch im 17. Jahrhundert

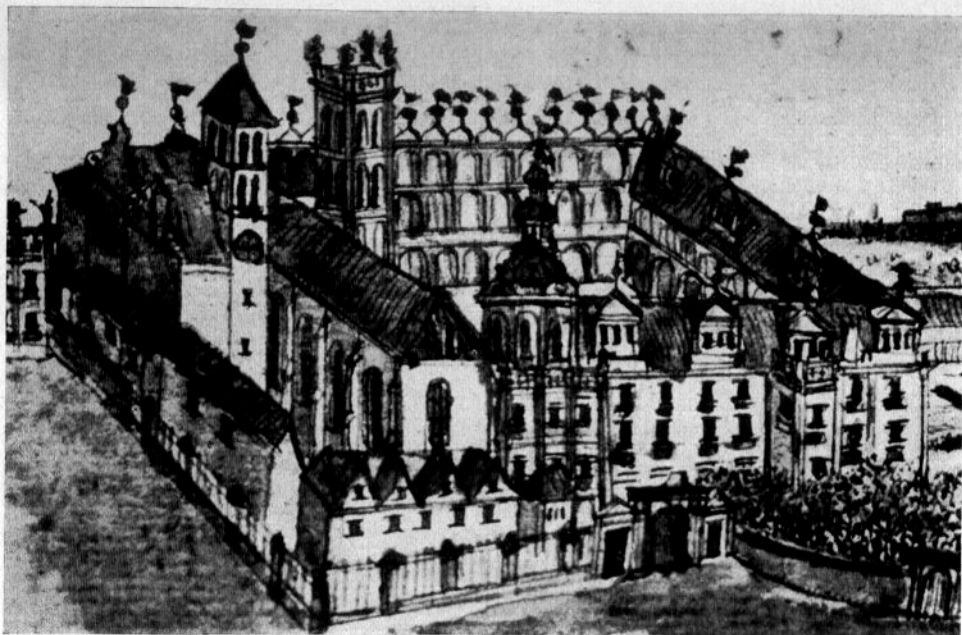


Abb. 14. Das Brieger Renaissanceschloß, gezeichnet von F. B. Werner nach dem zerstörenden Brande von 1741, wie es vorher ausgesehen haben soll. Falsch ist u. a. die obere Galerie auf der Rückseite. Es fehlt das 3. Obergeschoß an den Hauptflügeln.

trennende Graben (vgl. Abb. 19) wurde in Brieg beim Neubau überflüssig. Herzog Georg II. fühlte sich seinen Landeskindern viel zu nahe, um diese Schranke vor seinem Hause zu dulden. Das Schloß als Teil der Stadt war fortan in dessen Wehrsystem eingeordnet.

Landkreis Brieg.

Die noch im Mittelalter sich vollziehende Verschiebung des Schwergewichtes im Verteidigungsorganismus des Kreises in das wachsende Zentrum Brieg lähmte die stete Entwicklung verstreut liegender Wehrbauten. Der straff souveräne Charakter der Herzogsgewalt sowie der großzügige Ausbau des zentralen Regierungssitzes verhinderte bis zu einem gewissen Grade die Bildung starker Rittersitze und befestigter Ortschaften. Das Städtchen Löwen blieb ohne Mauerschutz. Das flache Land verließ sich angesichts drohender Gefahren auf den Schutz, den die machtvolle Oderstadt auch in ihrem geräumigen Inneren bieten konnte. Sämtliche Schlösser des Kreises haben ihren anfänglichen Wehrcharakter im Laufe der Jahrhunderte eingebüßt. Die durch den Ertragsreichtum des Landes beförderte Modernisierungslust hat dann überall die gebaute Hinterlassenschaft des Mittelalters beiseite geschafft und neue weiträumige

Gebäude an ihre Stelle gesetzt. Kaum, daß noch der Burggraben als umsäumendes Wasserband oder in reduzierter Form als Schloßteich geschont wurde. Am besten hat vielleicht noch das nahe bei Löwen im Überschwemmungsgebiet der Glatzer Neisse liegende Schloß **Kantersdorf** einen Teil seines mittelalterlichen Charakters trotz des renaissancemäßigen Umbaus insofern gewahrt, als Fluß und Kressebach und Graben noch heute den schützenden Ring um den Herrnsitz schließen. Diesen Zustand um die Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt F. B. Werners Zeichnung in Abb. 15. An der Schloßmauer **Michelau** stand damals noch eine Eckbastei, zu der ein von zwei Rundtürmchen flankiertes Tor gehörte.

Die gleiche Folgeerscheinung macht sich auf dem Lande insofern bemerkbar, als auch die Bauern meist auf die Befestigung ihres natürlichen erhöhten Dorfzentrums, des Friedhofes, verzichteten.

Wenigstens haben sich keine der sogenannten Wehrfriedhöfe im eigentlichen Sinne gefunden, wenn **Giersdorf** und **Rosenthal** und auch das berühmte **Mollwitz** ihre starken Einfriedungsmauern in nicht mehr ursprünglicher Höhe besitzen, so daß unter Umständen die Zone der Schießscharten daran verloren gegangen sein kann. Auch **Lossen** kann sich rühmen, auf der Ost- und Nordseite Abschnitte einer 400 jährigen Kirchhofmauer mit dem Ziegelformat 27 : 13 : 9 cm aufzuweisen, ohne daß eine Spur von Schießscharten zu entdecken wäre.

Unter den ritterlichen Geschlechtern des Kreises nahmen die Be(e)ß eine Sonderstellung ein. Die Bedeutung ihrer Burg **Koln** wird gekennzeichnet durch den geschichtlichen Vorgang, daß eine wichtige Zollhebestelle an einer im Osten des Landes den Stoberfluß kreuzenden Straße seit alters vorhanden war und erst durch Herzog Boleslaus II. 1317 beseitigt bzw. nach Brieg verlegt wurde. Die Lage dieser Burg Koln südlich des Dorfes Altköln, in Verbindung zu der nur noch in der Umwallung erkennbaren Ruine auf dem Gelände des Lossener Vorwerkes **Lichten** gebracht, erklärt ihr Wesen als Schützerin und Zollabnehmerin an dem beide berührenden Wege und frühgeschichtlichen Oderübergange. Die Auswirkung dieser günstigen Position kam den Nachfahren und Herren der Burgen Köln und Ketzerndorf zugute, die schließlich im Freiherrenstande eine gewisse Unabhängigkeit in ihrem Gebiete auf der rechten Oderseite bewahrten und dieses auch in landesherrlich ausgezeichneter Fürsorge auf eine Stufe hoben, daß es der Brieger Herzog Georg II. des Ankaufs für wert hielt.

Schloß Ketzerndorf (Karlsmarkt).

Ostwärts von Koln oder Altköln, wie es seit dem 18. Jahrhundert heißt, auch am Stober, ragt der starke Rundturm des bedeutenderen und zum Teil noch erhaltenen Schlosses auf. Die drei Fürstentümer Brieg, Oels

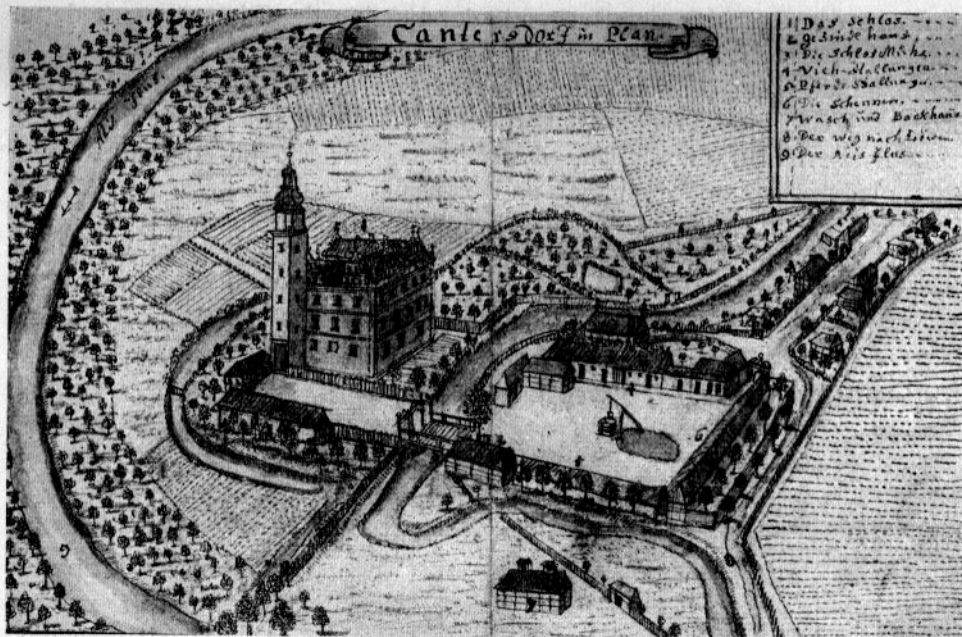


Abb. 15. Schloß Kantersdorf in der Mitte des 18. Jahrhunderts von F. B. Werner.

und Oepeln treffen sich an diesem Punkte. Den begehrlichen Nachbarn mußten um so stärkere Mauern entgegengesetzt werden.

Die Burg **Koln** südlich von Altköln, die ältere und zunächst infolge ihrer Stellung an der Zollstraße wichtigere, ist der späteren Konkurrentin unterlegen. Ihre Lage im Dreieck der Mündung der Judenbache in den Stober und im Schutze zweier weiterer Gewässer, des Mühl- und des Budkowitzer Baches, war günstig, ihre granitene Feld- und Bruchsteinmauern bis zu zwei oder drei Meter Stärke schienen der Ewigkeit trotzen zu können, und dennoch war es bereits 1601 nach Feststellung Karl Eisterts in den „Altschles. Blättern“ von 1934 eine Trümmerstätte, die vom Herzog Joachim Friedrich seinem Rentmeister geschenkt wurde, damit er sich dort ein Haus erbaue. Zur Ausführung scheint es nicht gekommen zu sein, da 1653 das „herrenlose sogenannte alte Schloß“ als Ruine erwähnt wird. Seine Blütezeit hätte es im 13. und 14. Jahrhundert gesehen. Sein Erbauer war vielleicht ein Tschambor (Tschammer), das Verhältnis dieses Geschlechts zur Burg hat Michael in den „Briegischen Heimatblättern“ 1931 geschildert. Demnach hätten sie schon 1250 dort den Zoll erhoben. Nach wechselnden Besitzern kauften 1442 oder 43 die Brüder Jenko und Michael von Be(e)ß Koln, als bald darauf die Hussiten die Burg in Flammen aufgehen ließen. Daß Koln seit damals als eine Ruine liegen geblieben wäre, ist bei dem energischen Charakter der Familie Be(e)ß kaum anzunehmen. Der Verkauf der Herrschaft Ketzendorf an Herzog Georg II.

verflocht das Geschick der Burg mit der Familie der Piasten, nach deren Aussterben Österreich und von 1740 an Preußen Eigentümer wurden. Der nagende Zahn der Zeit hat nicht viel von der Anlage übrig gelassen. Erde und Gestrüpp in überwuchernder Ausbreitung machen eine Untersuchung vorläufig unmöglich. Der Spaten wird helfen, die Maße und Formen der starken Ringmauer und einzelner Gebäude festzulegen. Max Hellmich hat noch den Umfang eines Turmes aussondern können, was er 1930 im „Oberschlesier“ niedergelegt hat. Eine beigefügte Abbildung nach photographischer Aufnahme läßt lediglich ein Dickicht ohne Mauerwerk erkennen.

Die Verschiebung des Schwergewichtes von Koln nach dem 4 Kilometer nordöstlich am selben Stober liegenden Ketzerndorf, das seit 1712 Karlsmarkt heißt, offenbart sich bereits in dem jüngeren Bestande an Formen und Mauerwerk der Burg. Von Koln oder Altköln bzw. seinem davor liegenden Kalkberge her führt durch die Niederung ein prachtvoller erhöhter dammartiger Fahrweg mit vierhundertjährigen Eichen an den Rändern. Die Lage südlich des Stobers teilte es mit Koln. Die reifende Bevorzugung mag Schloß Ketzerndorf seiner der Gesundheit zuträglicheren Lage wie auch dem Verhältnis zur gedeihenden Dorfgemeinde verdanken.

Die Geschichte der Herren von Ketzerndorf ist bereits von W. Steuer 1928 im Brieger Heimatkalender niedergelegt worden. Ergänzungen dazu gibt Karl Eistert in den „Altschlesischen Blättern“ 1934. Eine Würdigung des Schlosses stand bisher noch aus. In dem Inventarisationswerk von Hans Lutsch ist sogar dessen Erwähnung ausgeblieben. Eine Ansichtszeichnung hat sich nicht erhalten. Der selten versagende F. B. Werner läßt uns diesmal im Stich. Das mag seinen Grund darin haben, daß die Burg damals bereits von den im 19. Jahrhundert umgebauten und erweiterten barocken Amtsgebäuden der Verwaltung und von einer Kirche umklammert war. Mächtig und sichtbar trutzig allein erhebt sich aus der Vierflügelanlage der Zylinderturm, dessen Ziegelformat 27 : 12,5 : 9 cm in dem unteren Drittel verrät, daß er in solcher Höhe aus dem 14. Jahrhundert stammt, wo die Tschammer Herren der Burg waren. Seine Wandung hat im Erdgeschoß eine Dicke von 2 $\frac{1}{2}$ m. Der Sockel aus Findlingen ist z. T. mit Granitplatten abgedeckt. 110 Ziegelschichten, von denen 8 $\frac{1}{2}$ einen Meter ausmachen, gehören dem ersten Bauabschnitt an. Eine Aufstockung von 45 und eine oder zwei weitere von zusammen 75 Schichten folgen. Im oberen Zylinderabschnitt sind die Steine nur noch 8 cm stark, so daß eine Gesamthöhe von rund 25 m errechnet werden kann. Anstatt eines wehrmäßigen Abschlusses krönt heut ein kegelförmig gedecktes Glockengeschoß mit weiten Schallöffnungen den alten Recken, der durch die ihm aufgepfropfte Aufgabe mit der Kirche verbunden erscheint, die seit 1715 an Stelle einer hier anzunehmenden Burgkapelle den Ostflügel bildet. Der Oberteil des Turmes (auch der mittlere?) ist offenbar von den Be(e)ß erbaut worden, die seit 1440 ständige Eigentümer und seit 1515 Frei-

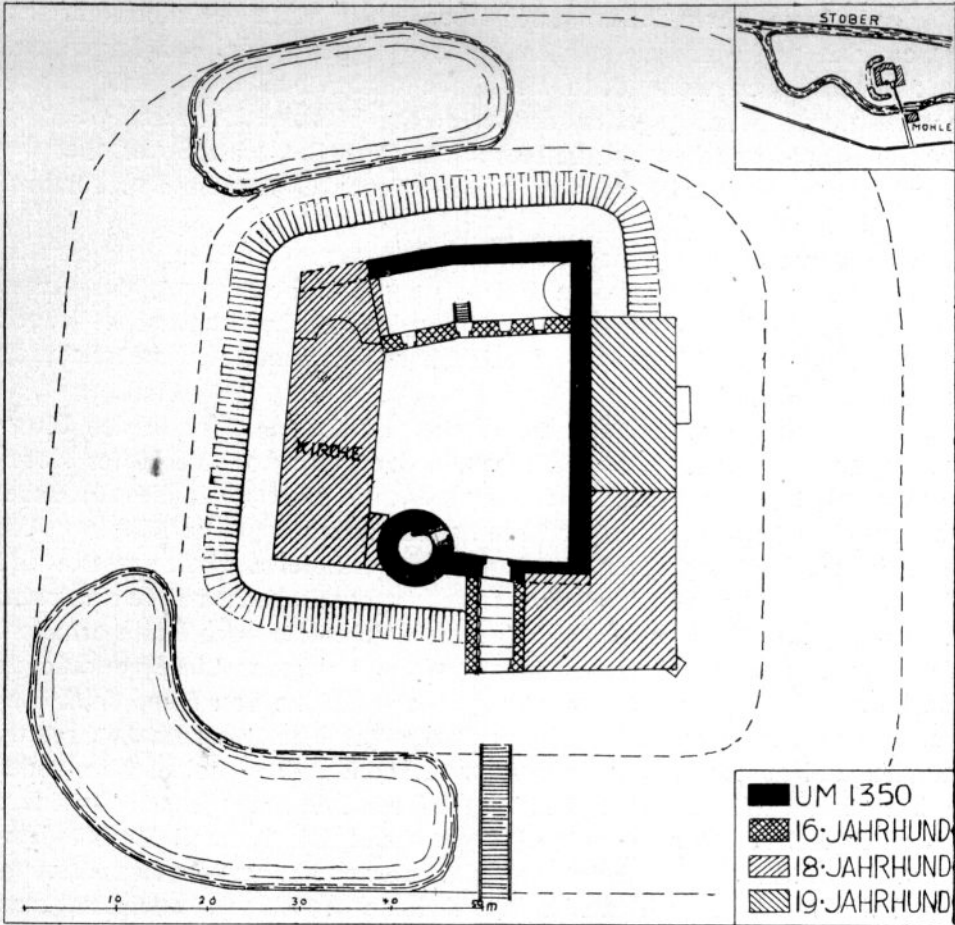


Abb. 16. Grundriß des Schlosses zu Ketzendorf (Karlsmarkt).

herren von Koln auf Ketzendorf waren. Was die Piasten, welche die Herrschaft seit 1565 durch Kauf besaßen, an dem Turm geändert haben, entzieht sich nach dessen Verstümmelung unserer Kenntnis. Dagegen wissen wir aus einem herzoglichen Schreiben vom Stephanstage 1565 an Hans von Oppersdorf, daß damals ein Um- oder Neubau des Schlosses im Gange war. Der Brief (Staatsarchiv Rep. 21. III. 16 f) ist für die Baugeschichte des Schlosses wichtig genug, als daß er übergangen werden könnte: „. . . Herr Adam Beß hat aufm Hause einen Bau angefangen, auch zum Teil verbracht, die Werkstücke zu denselben Türen und Fenstern auszuhauen bestallt und verfertigt, auch bezahlt und zum Teil versetzen lassen. Etzliche aber seind noch zu Breslau und bei Euerm Vettern unserm Untertanen Heinrichen von Oppersdorff zu Heidau., die der Herr Georg von Oppersdorff . . . von Herrn Adamen ausgebeten haben soll. Darum

wir gedachtem Herrn Adam geschrieben, auch heute derhalben anreden lassen, daß er sie uns zu solchem seinem angefangenen Bau folgen und zukommen lassen wollt, dann sie billich darbei bleiben sollten. Darauf er uns zur Antwort gegeben, daß er solche Werkstücke Herrn Georgen Euerm Bruder gegeben und hätt es soweit nicht bedacht. So er aber der Zusage ledig werden könde, wär er zufrieden, daß sie zum Bau kommen möchten . . .“

Welche Bewandnis es mit den Werkstücken zu dem Bau hat, erraten wir. Herzog Georg II. wollte Fortsetzung und Beendigung des Baues durchführen. Die zu erwartende Leistung der Renaissancekunst ist jedoch leider verloren gegangen, wahrscheinlich mit dem der Kirchenerrichtung weichenden Ostflügel.

Der Turm lehnt sich dicht an die Kirche. Ehedem muß er in den Burgbering so eingefügt gestanden haben, daß er ihre und des Hofes Nordostecke ausfüllte und auch die Ostmauer, wie heut noch die nördliche, ihn anfiel. Der Baumeister der Kirche hat dieses enge Verhältnis gelöst und seine Schöpfung neben ihn gestellt, so daß deren Hofinnenseite und Achse eine schräge Stellung an dem einst fast quadratischen Hofe einnimmt. Von der mittelalterlichen Burg haben sich außerdem noch Reste erhalten. Auf der Westseite hat der in hier auffallend gerader Linie verlaufende Beringteil eine 2,20 m starke Mauer in einer Höhe von 6 m, unter Anrechnung einer Hofniveaueerhöhung von etwa $\frac{1}{2}$ m, bis zum Wehrgang, anscheinend ausschließlich der darzuzurechnenden 2 m hohen Zinn- oder Schießschartenbrüstung, die jetzt die Rückwand des anliegenden Korridors im Obergeschoß des angebauten Flügels bildet. Die Gesamthöhe hat demnach das übliche Maß von 8 m erreicht. Einwandfrei als weiteren Beringabschnitt hat sich auch die Außenwand des Südflügels erwiesen, zum mindesten in dem 30 m langen östlichen Teile, der zu seiner westlichen Fortsetzung in stumpfem Winkel steht. Das Ziegelformat ist dort das gleiche wie am Turm. Der dieser Wand auf der Hofseite vorgelegte Flügel gehört wohl dem 15. Jahrhundert an, wie eine gotische Türeinfassung mit einfach gefastem Gewände verrät — wenn diese nicht etwa nachträglich hierher versetzt worden ist; denn die Halbzylindertonnenwölbung dieses Traktes stammt aus dem 16. Jahrhundert, kann allerdings erst nachträglich eingezogen worden sein. Dieser Flügel hat als Obergeschoß nur noch den Boden, seine niedrige Gestaltung erklärt sich aus der Absicht, den Wehrgang an seiner Rückwand nicht zu beeinträchtigen.

Das einstige Aussehen des Ostflügels, der jetzt von der seine gesamte Länge einnehmenden Kirche gebildet wird, entzieht sich der Erörterung. Wenn dort eine Burgkapelle lag, ist ihre Verbindung mit einem Wohntrakt anzunehmen. Die Möglichkeit, daß dieser Flügel 1565 in schönen Renaissanceformen erstehen sollte, ist bereits aufgewiesen worden. Freiherr Adam von Be(e)ß war, wie andere Vertreter seines Geschlechts, ein

feinsinniger und der Kunst zugetaner Mann, der auch in Brieg auf der Burggasse ein komfortables Haus bewohnte, und dem angesichts des eben vollendeten Prachtbaues Herzog Georgs die Absicht einer aufwandsvollen Erneuerung seines Ketzerndorfer Schlosses zuzutrauen ist. Wenn sich erst einmal Stücke von den zu seinem Bau bestellten skulptierten Steinen im Schutt früherer Jahrhunderte gefunden haben werden, ist auch die Bestimmung des für ihn tätigen Breslauer Bildhauers möglich.

Die Nordseite war die stets von größeren umfangreicheren Gebäuden freie, höchstens mit einem Torhaus besetzte Wand. Der Bering ist hier ebenfalls noch vorhanden. Das jetzige geräumige Torhaus ist ein Bau des 17. oder wahrscheinlicher des 18. Jahrhunderts mit moderner Decke aus preußischen Kappen. Der starke Mauerzylinder neben dem Eingang war sein einstiger mächtiger Schutz. Es war wohl der einzige Turm in der Burg, deren mittelalterlicher Bering also nur auf der Ostseite durch den eingefügten Kirchenbau gesprengt worden ist, und dessen schützender, in einem Abstand von etwa 10 m liegender Graben jetzt noch das Gebäude auf der West- und z. T. auf den beiden anliegenden Seiten umgibt und von dem Stober gespeist wurde. Der neuerdings geregelte Fluß aber umzog mit dem abgezweigten Mühlgraben das Schloß in einer umfangreicheren, von innen gerechnet ersten Verteidigungslinie, hinter welcher im Notfall gewiß auch eine erhebliche Anzahl von Insassen der Dörfer mit beweglicher Habe Schutz fand.

Die spätestmittelalterliche Stufe der Befestigung durch einen den Mauergrütel gegen die Einwirkung von Geschützkugeln sichernden Wall ist auch hier konstatierbar. Beweis dafür ist die auffallend größere Entfernung des Grabens von der Burgmauer auf der Torseite. Dessen Verlegung nach außen hin war notwendig geworden, als für das vorgeschobene Walltor, das also auf dem Gelände des ersten Grabens erstellt wurde, Platz geschaffen werden mußte.

Wenn man die kaum merkbare Ausdehnung des mittelalterlichen Wehrsystems an der Süd- und Ostgrenze des Brieger Fürstentums erkennt und zusammenfaßt, ergeben sich für den Umfang der damaligen Landesverteidigung beträchtlich neue und der geschichtlichen Wirklichkeit sich nähernde Gesichtspunkte. Wir sehen auch aufs erste ein, daß diese Momente einer gewissen Beständigkeit nicht entbehren. Und so mutet es im Laufe größter Epochen als Wiederholung vergangener Ziele und Aufgaben an, wenn man die Tatsache an dieser Stelle zur Kenntnis nimmt, daß Friedrich der Große unbewußt die Idee einer entschwundenen Ära wieder aufnahm, als er hier an der Oder in Höhe der Neißemündung nördlich von Schurgast eine Sperre anlegen wollte, deren kleinstes von drei Forts auf der rechten Flußseite in das eben berücksichtigte und betrachtete Gebiet bei Riebnig hineinragen sollte. Wenn die Realisierung des Projektes in den Jahren nach 1745 nicht über das Stadium der Vor-

bereitung hinauskam, so ist der eintretende neue Waffengang gegen Österreich zum Teil schuld gewesen.

Stadt Löwen.

Die Aussonderung aller Wehrbauobjekte mit nicht massiven Befestigungen aus dem Rahmen dieses Buches würde auch diese Gemeinde wie alle jetzt und seit Jahrhunderten offenen Schlösser treffen, zumal hier nicht einmal gemauerte Tortürme im Unterschied zu ähnlichen Städten wie etwa Zobten dem Anschein nach vorhanden waren. Das bei Gelegenheit der deutschen kolonialen Planung einer jungen Stadt auf den Weg mitgegebene Element der auf ihrer Gestaltung beruhenden Energie und Möglichkeit zur kräftigen Verteidigung und zum Ausbau der dazu notwendigen Anlagen ging bereits in der Frühe der Stadtexistenz trotz günstiger Lage an einem wichtigen Knotenpunkte weit ausgreifender Handelsstraßen und an einem den Verkehr zwischen Brieg und Oppeln vermittelnden Brückenwege über die Neisse verloren.

Die Stadtansicht F. B. Werners aus der Mitte des 18. Jahrhunderts enthüllt durch ihre Aufweisung der durchweg aus Holz gebauten kleinen Bürgerhäuser die Leidensgeschichte einer vom späteren Mittelalter an nicht mehr wehrfähigen und immer wieder durch Überfälle ins Elend zurückgeworfenen Gemeinde. Solange noch Bogen und Armbrust die Waffen waren, um Heereshaufen in Entfernung zu halten, waren Wall, Pallisaden und Graben ein ausreichender Schutz. Den Feuerwaffen eine starke unverletzliche Mauer entgegenzustellen, dazu fehlte der Bürgerschaft der erforderliche Wohlstand und der tatkräftige fördernde Ansporn einer machtvoll die Geschicke der Stadt leitenden landesherrlichen Familie.

Die Pogarell, welche als verantwortungsvolle Besitzer seit der Stadtgründung bis zum Beginn des 15. Jahrhunderts über 150 Jahre Erbherren auch des Städtchens waren, mögen anfangs noch um dessen ausreichenden Schutz besorgt gewesen sein. Im entscheidenden endenden 14. und beginnenden 15. Jahrhundert, wo nach Kurt Köhlers ortsgeschichtlicher Darstellung von 1933 die letzten Pogarell in Dekadenz verfielen und innere Auseinandersetzungen der Gemeinde mit wechselnden und eigensüchtigen Besitzergeschlechtern die Kräfte von den wichtigeren Zielen und Aufgaben der städtischen Regierung ablenkten, erlagen alle ernstesten Regungen zur Erhöhung der Widerstandskraft gegen äußere Anstürme. Die den Wohlstand mit einem Schlage vernichtenden Überfälle hussitischer Kriegsscharen rückten für alle Zeit die Aussicht auf die Errichtung massiver Befestigungen aus dem Gesichtskreis der Stadteinwohner. Daran konnte selbst das tüchtige Geschlecht der Be(e)ß, das im Beginn des 16. Jahrhunderts von Ketzernsdorf (Karlsmarkt) auf die linke Oderseite übergriff, nichts mehr ändern, da die fortgeschrittene Wehrbautechnik zu erheblich

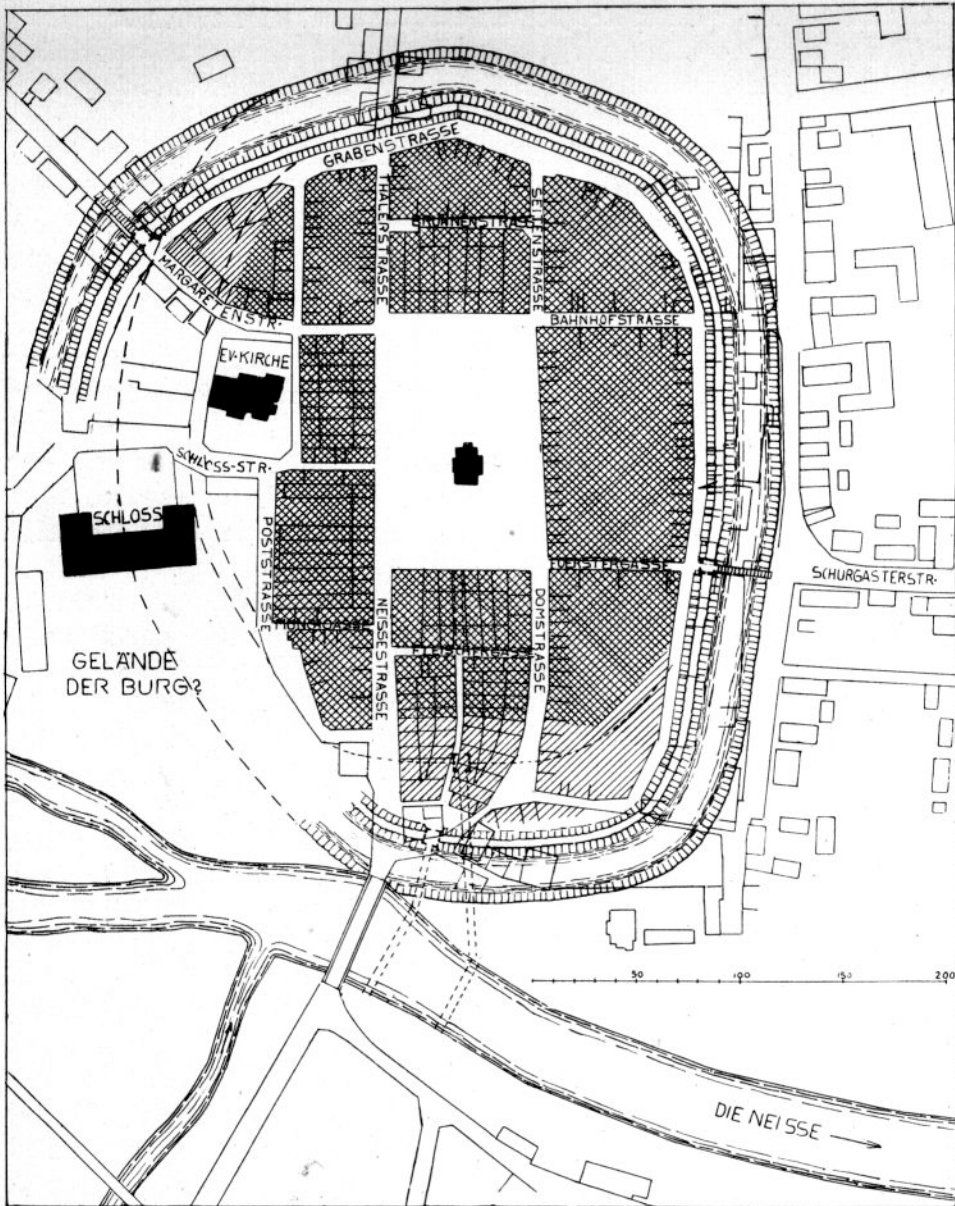


Abb. 17. Grundrißentwicklung der Stadt Löwen mit eingezeichnetem Wall und Graben.

verteuerten Anlagen mit breiterem Graben und Basteien oder gar Bastionen übergegangen war.

Die strategisch nicht unbedeutende Lage von Löwen, welcher das 13. Jahrhundert mit der Gründung der befestigten Stadt mit größerem Verständnis Rechnung getragen hatte, fand im Landesverteidigungssystem des

endenden 14. und auch später keine Beachtung. Erst Friedrich der Große griff, wie bereits erwähnt, den Gedanken der deutschen kolonialisatorischen Frühzeit mit der unmittelbar nach Osten sich anschließenden Schurgaster Sperrlinie an der Neißemündung wieder auf.

Die Erörterung der ersten Befestigung von Löwen verlangt ein kurzes Eingehen auf die frühesten Stadien der Altstadtplanung. Auch hier können wir, wie bei den anderen Kolonisationsstädten, einen anfänglichen primären Kern herauschälen, dessen Dimensionen hinter dem Umfang des Altstadtgebietes zurückbleiben. Der Begriff des Altstadtgebietes erwächst hier aus der sinnfälligen Begrenzung durch den Stadtgraben, der in seiner Linienführung trotz der im Verlaufe des 19. Jahrhunderts fast durchweg vorgenommenen Einebnung und Bebauung im Gelände wie aus dem Stadtgrundriß ablesbar ist.

Beachten wir die erste notwendige Distanz, welche eine Siedlung vom anfangs noch unregelmäßig und der Überschwemmung ausgesetzten Flußufer haben mußte, so durfte fürs erste die Stadtgrenze eine Linie etwa in Höhe der Grundstücke Neissestraße 9 und Domstraße 29 nach dem Flusse zu nicht erheblich überschreiten. Daß hier zunächst tatsächlich Süd- oder Brückentor und Südwall standen, erweist sich aus der Richtungsänderung der durch die Brückenlage bestimmten Südostachse der Stadt. Es ist erkennbar, wie im Zeitpunkt der Erweiterung der Stadt auf der Südseite die Brücke aus verschiedenen Gründen eine andere Lage weiter oberhalb erhielt und die Südostachse gezwungen war, eben von jener festgelegten anfänglichen Begrenzungslinie an eine kleine Schwenkung nach Westen zu machen. In meiner abgebildeten Grundrißzeichnung habe ich wie sonst auch den Kern durch die doppelte Schraffierung herausgehoben, so daß die Entwicklung leicht zu übersehen ist. Im Norden der Stadt finden wir eine solche Erweiterung des Kernes nicht. Während die Entfernung des Südtores von der nächst gelegenen Ringseite von rund 80 auf 130 m wuchs, blieb sie im Norden bei ihrer anfänglichen Ausdehnung. Im Osten ist keine Verschiebung der Grenze des Kernes eingetreten, die hier mit derjenigen der Altstadt zusammenfällt. Es schlingt sich als deutlich begrenzendes Band die Straße, in sinnfälliger Bezeichnung Graben genannt, mit einigen weniger eingeebneten Vertiefungen in flachem Bogen um die Stadt, vom Marktplatz und den seine Ostseite verlängernden Straßen, der Seiten- und der mysteriösen Domstraße, um eine Blocktiefe entfernt.

Der Westteil der Stadt bereitet einige Schwierigkeiten. Der Graben ist hier als Trennlinie im größten Teil nicht verfolgbar, zumal die hier einst vorhandene Burg, seit der Erstellung der sie ablösenden Dreiflügelanlage des Barockschlosses mit Fundamenten und Gräben aus dem Stadtbild vollständig ausgelöscht, die Art und Weise der mittelalterlichen Grenzziehung in dieser Gegend nicht ohne weiteres durchschauen läßt.

Wir bemerken nun, daß der Grabenbogen der Ostseite noch über den nördlichsten Punkt der Stadtellipse nach Westen hinausragt, dort mit erheblich größerem Radius als auf der Ostseite, so daß er in seiner Fortsetzung das Schloßgelände einschließen würde. Eine solche Ausdehnung unter Einschließung der Burg widerspricht den Planungsgesetzen der mittelalterlichen Stadt wie der Burg selbst, denn letztere pflegte eine isolierte Stellung mit eigenem, gegen die Stadt abschließenden Graben einzunehmen. Freilich gehört die Pfarrkirche, die gewiß zum ersten Planungsbestand des Ortes rechnet, in einen Teil des umklammerten Gebietes. Die Rückseite des Kirchhofes können wir infolgedessen als ursprüngliche Grenzlinie der Gemeinde an dieser Stelle annehmen, zumal diese dann die auch hier vorauszusetzende Symmetrie des Stadtgrundrisses mit rd. 120 m Distanz von der Mittelachse wie auf der Ostseite wahren würde.

Auf der Westseite ist demnach die anfängliche Führung der Wallgasse quer durch das von der Margareten-, Graben- und Thalerstraße gebildete Dreieck zu denken. Sie zog sich dann an der Rückseite des Kirchhofes hin, setzte sich dicht an der Ostseite des heutigen Schlosses fort und mündete offenbar in die Schräge der nach dem ersten Südtor noch heute weisenden Poststraße ein. Der weiter gespannte, das Schloßterrain umschließende Bogen des Grabens in der Nordwestecke gehört der Entstehung nach einem jüngeren, vielleicht spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Abschnitt der Stadtentwicklung an, als dann, wie meist anderswo, die Burg in das Verteidigungssystem der Stadt aufgenommen wurde.

Ergibt sich so im Norden der Stadt der symmetrische Bau des Grundrisses in elliptischer Form und neigt auch der südwestliche Abschnitt zur Vervollständigung im Sinne dieser geometrischen Figur, so bleibt nichts anderes übrig als auch im Südosten für den ersten Planungsprozeß die Absicht der Herstellung einer vollständigen Ellipse, der für Wall- und Grabenziehung geeignetsten Form, vorauszusetzen und dort die erste Wallgasse entsprechend zu legen, wie ich das in meinem Grundrisse getan habe.

Erst das Stadium einer Stadterweiterung, die den Umfang im Westen und Süden behäbiger machte, verschob das Südtor nach der Neiße zu und nach der inzwischen oder gleichzeitig westwärts verlegten Brücke.

Die Entwicklung des Stadtgrundrisses ist diesmal zunächst ohne Berücksichtigung der Ausfallstraßen und der dazu gehörenden Tore erörtert worden. Die Vorgänge der anscheinend zweimaligen Verlegung des Flußüberganges machen weitere Ausführungen überflüssig. Das Verhältnis der strengen Grundrißmittelachse dazu in den verschiedenen Stadien der Brückenlage ist berücksichtigt worden. Anders und komplizierter stellt sich das Wegesystem im Norden des Stadtplanes dar. Für die Fortsetzung

als Ausfallstraße einer der geometrischen Figur entsprechenden Süd-nord-achse findet sich kein Anhalt, obwohl die beiderseitigen Schrägfürungen von Wallgasse und Graben nach einem nördlichsten Punkte auf ein Tor an dieser Stelle deuten. Einzig der seitliche Zugang im Westen durch die Margaretenstraße, die vom Ortschronisten Kurt Köhler als alte „Passage nach Ungarn“, also ein Weg über Grottkau nach Neisse und weiterhin identifiziert wird, ist es. Damit wäre die Lage des ersten Torturmes an der Nordwestecke des Kirchplatzes und im zweiten Stadium an der Kreuzung der Margareten- mit der Grabenstraße gegeben. Auf der Ostseite fehlen direkte Anzeichen für die Lage einer Ausfallstraße mit zugehörigem Tor, doch entzieht sich die heutige Försterstraße nicht dem Verdacht, einst den ersten Abschnitt des Weges nach Schurgast gebildet zu haben. Organische Bestandteile des Stadtgrundrisses sind diese beiden seitlichen Ausfallstraßen nicht, die elliptische Entwicklung in der Süd-nord-richtung der Altstadtfläche spricht in konkreter Form für die primäre Existenz einer vom Süd- zum einzuführenden Nordtor führenden Haupt- und Durchgangsstraße mit entsprechenden Fortsetzungen.

Die **Burg** als in ihrer Form durchaus problematische Anfügung an den Stadtraum hat ihre Berücksichtigung im Grundriß durch die Planung der zu ihr von der Westseite des Ringes führenden Gasse gefunden. Diese Schloßstraße von heute spielt für die Spatenforschung und für eine Rekonstruktion der Burg eine gewisse Rolle, da sie uns zunächst die Stelle von deren Eingang verrät und dadurch den Schluß auf die Gesamtlage zuläßt. Jedoch vermag der südlicher und parallel zu ihr führenden Münchgasse dieselbe Bedeutung zukommen. Dann würde die Burg entsprechend näher der Brücke gelegen haben.

Die Stellung der Burg zum Flußübergang ist eine der Voraussetzungen konstruktiver Art im System des Gesamtorganismus der Stadt. Deren Planung nahm auf die unmittelbare Nachbarschaft der Burg Rücksicht. Diese schmiegte sich an die Stadtperipherie im Westen oder Südwesten an, derart eng, daß die geringere Tiefe der drei zwischen Marktplatz und Burg liegenden Blöcke ein Entgegenkommen zu bedeuten scheint.

Die Einfachheit der Burg und ihre geringe Widerstandskraft gegen den fortschreitenden Rhythmus der Zeit erweist sich aus ihrer radikalen Beseitigung. Keine Feder rühmte massive starke Mauern und Türme. Das Antlitz der aus Holz gebauten Stadt wiederholte sich in ihren Fachwerkflügeln, und wenn standhafteres Material formenbildend dazwischen verwendet war, so werden die Fundamente solcher massiver Teile noch im Boden ruhen und einmal eine genauere Vorstellung der mittelalterlichen Anlage liefern können.

Kreis Ohlau.

Sein Umfang hat sich seit der ersten Kreiseinteilung im wesentlichen erhalten. Die Grenze ist aber bei der Neuregelung von 1932 enger gezogen worden. Einige Dörfer mit der Stadt **Wansen** sind dem Kreise Strehlen zugeschlagen worden. Der heute 13 000 Einwohner zählende Ort Ohlau ist demnach die einzige städtische Gemeinde in diesem mitten von der Oder durchschnittenen und von deren Nebenfluß der ihr bis auf 300 Meter sich nähernden aber erst in Breslau einmündenden Ohle durchflossenen Gebiete, das dem 1651 von Brieg abgezweigten Teilfürstentum entspricht. Durch die Verbundenheit der letzten aktiven Piastenfürsten, insbesondere der Vollender des Schlosses, mit dem zur Pracht eines Fürstensitzes geführten Residenzort des Ohlauer Landes erhielt dieser eine Weihe und Sonderstellung eigener Art in Schlesien.

Die dominierende Position der herzoglichen Stadt verhinderte seit dem maßgebenden 17. und auch schon 16. Jahrhundert die Entwicklung von anderen Zentren wirtschaftlicher wie wehrmäßiger Geltung in ihrem Umkreise. Ohlaus Stärke als Festung bis ins 18. Jahrhundert vereitelte gleichgerichtete Bestrebungen mit der Autorität des mächtig das Land schützenden Bollwerkes.

Stadt Ohlau.

Ihre Lage am bedeutsamen Oderstrom mit der ihn begleitenden uralten, das deutsche und italienische Meer verbindenden Handels- und Heeresstraße zwischen zwei benachbarten mächtigen Städten und Festungen Breslau und Brieg brachte die Verflechtung in deren ereignisreichere kriegerische Erlebnisse mit sich. Die Geschichte der stets wehrhaft gerüsteten Stadt nimmt an den bekannteren politischen Vorgängen größeren Ausmaßes von der Vernichtung durch die Mongolen im Jahre 1241 an bis zur Besetzung durch friderizianische und napoleonische Truppen gleichen Anteil. Das folgende, im Laufe des 19. Jahrhunderts sich abrollende Stadium der Entfestung und der mit großem Unverständnis der nicht wieder rückgängig zu machenden Beseitigung der harmlosen Stadtmauern mit ihren Toren und Türmen schließt in unangebrachtem Nachahmungsdrang an das von der Provinzialhauptstadt gegebene Beispiel mit entsprechend falschen und vernichtenden Verwaltungs- und Planungsmaßnahmen an.

Die Ortsgeschichtsschreibung blickt dem verhältnismäßig geringen Umfange der mittel- und nachmittelalterlichen Stadt gemäß auf eine noch knappe Würdigung von deren Vergangenheit zurück. Neuere Darstellungen wie Georg Schulzes „Aus Ohlaus Vergangenheit“ (1910) und Karl Heinz Kreuzels „Aus Sage und Geschichte Ohlaus“ (1934) suchen die älteren chronikalischen Darstellungen von Mohaupt und W. Schön zu ergänzen. Die ausstehende vertiefende und den gesamten Schatz der

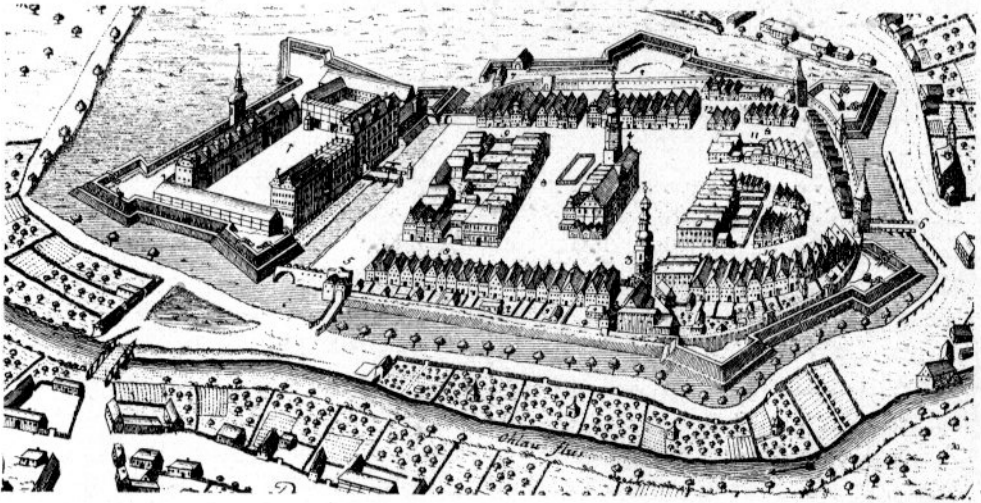


Abb. 18. Ohlau nach F. B. Werners Zeichnung von Westen aus. Links das Schloß, vor der Bastion rechts oben der sogen. Storchnestturm.

mittelalterlichen Quellen und Urkunden der wissenschaftlichen Ausbeute zuführende Arbeit hat jetzt Karl Eistert übernommen, dem ich bereits einige Hinweise und Mitteilungen aus noch unbekannter Stadtgeschichte verdanke.

Den systematischen Aufbau des Stadtarchivs und Heimatmuseums hat Konrektor Rudolf Gleiß unternommen, der mir ebenfalls mannigfache Auskünfte sowie die Verwertung des hier abgebildeten Stadtplanes des Ohlauer Bauinspektors Tiede von 1810 vermittelte. Im besonderen bin ich ihm die Mitteilung der aktenmäßigen Fixierung des sogenannten Storchnestturmes schuldig. Bei der Auffindung der mittelalterlichen Befestigungsreste stand mir Stadtbaumeister Konrad Wiedemann durch Aufweisung älterer Stadtpläne des 19. Jahrhunderts und durch Beseitigung von Hindernissen bei der Aufnahme der vorhandenen Mauerabschnitte bei. In der Bebilderungsfrage half Bürgermeister Dr. Lober durch Stiftung der Photographien von Stadtmauer und Schloßturm.

Die massiven Wehrbauten der Stadt sind bisher in der Literatur vollständig vernachlässigt worden. Selbst Hans Lutsch widmet ihnen noch 1889 in seinem Kunstdenkmälerverzeichnis auch nicht ein Wort, wodurch zum Ausdruck gebracht ist, daß ihre damals wie heute vorhandenen Reste, Teile der Stadt- und Burgmauer, nicht gesehen und erkannt worden sind. Diese Tatsache beweist, daß ihr Bestand nicht augenfällig genug war, so daß sie erst nach genauer Verfolgung ihres Verlaufes und der ältesten Planungsstadien erfaßbar wurden.

Die Lage der mittelalterlichen Stadt im Verhältnis zur großen schiffbaren Oder erklärt ihre verminderte Bedeutung. Die Entstehung im Verhältnis zum Strom hatte sich in einer Entfernung von r. 800 Metern vollzogen. Nicht eine Brücke, sondern nur eine Fähre vermittelte bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts den Verkehr nach dem jenseitigen Ufer. Dies schloß eine großzügige Entwicklung des Handels nach dem Osten aus. Von der Strom- und Nordostseite kam der Oder mit ihrem unregelmäßigen Lauf und Überschwemmungsgebiet im Mittelalter in der Hauptsache eine schützende Bedeutung zu.

Den unmittelbaren Wasserschutz erhielt die auf einer geringen Erhebung sich festigende Ansiedelung lediglich von der Ohle, die sich dem Strom auf etwa 300 Meter nähert und sich dann im weiteren Lauf wieder in respektvolle Entfernung bis zu fünf Kilometer von ihm zurückzieht, um erst in Breslau einzumünden.

In diesem durch die Flüsse und durch ausgedehnte Teiche von drei Seiten geschützten Winkel erwuchs an dem großen, die Oder begleitenden Handelswege die um die Mitte des 13. Jahrhunderts zur Stadt werdende deutsche Ansiedelung, die durch die Einmündung der von Böhmen über Neiße und Grottkau führenden Straße die Anwartschaft dazu erhielt. Die Anfänge ihrer Entwicklung fallen in eine noch undatierte vor- oder frühgeschichtliche Epoche.

Älteste Stadtplanung.

Besehen wir, kritisch betrachtend, auf Abb. 21 den Plan der Altstadt, d. h. der mittelalterlichen Stadt, dann stoßen wir auf den ursprünglichen Teil dieses Gebildes, den ich als ihren und der späteren Stadt Kern in meiner Zeichnung durch sich kreuzende Schraffierung herausgehoben habe. Dieser Kern, der durch die Verlegung der herzoglichen Burg auf die Nordseite der Stadt verstümmelt worden ist, läßt sich als lang elliptische Figur aus der später nach drei Seiten erweiterten Stadtfläche aussondern. Die beiden im Westen und Osten einfassenden Straßen, die sich im Süden und Norden zu Ein- und Ausgang zusammenschließen, sind trotz der Verbreiterung des Marktplatzes zu einem gleichschenkeligen Trapez in ihrer gesamten Ausdehnung ablesbar. Die Brieger Straße auf der Westseite läßt sich als genau in gleicher Richtung verlaufende Fortsetzung der Breslauer erkennen, die Feldstraße als solche der Mälzer- (jetzt Adolf Hitler-)straße auf der Ostseite. Noch deutlicher vielleicht erweisen die in stetem Zuge liegenden Randbegrenzungen der eingeschlossenen Wohnblöcke die Grenzen der ersten Gemeinde.

Die Aufteilung in einen den Mittelabschnitt umfassenden rechteckigen Marktplatz und südlich davon in einen größeren und kleineren Block mit entsprechend gleicher Ergänzung auf der Nordseite ergab eine für etwa 4 bis 5 Blöcke nutzbare Fläche. Der Marktplatz erhielt im zentralen Teil die Kaufkammern und Gebäude richterlichen und verwaltungsmäßigen Charakters, um die sich der Marktverkehr abspielte. Die Übertragung der Bezeichnung Ring auf diesen Platz ist aus dem Breslauer Vorgang in Beobachtung des um die Kaufstände in der Mitte sich abspielenden Ringverkehrs zu erklären. Vgl. dazu meine Ausführungen in „Quellen“ V Seite 47 und 48.

In der Planung der Stadt macht sich eine Übereinstimmung mit derjenigen von Brieg insofern bemerkbar, als auch dort ein den Umfang erweiternder Umbruch vorgenommen worden ist, welcher hier den Raum der

augenscheinlich in der Form des festgestellten Altstadt-kerns schon vor dem Mongolensturm angerodorfmäßig von deutschen Kolonisten gegliederten Niederlassung erheblich ausdehnte. Der Wendepunkt fällt gewissen Anzeichen nach in die Epoche der schlesischen Städtegründungen nach 1241. Die Erbauungszeit der in dem Erweiterungsgebiet neu gegründeten Pfarrkirche muß für die Datierung maßgebend werden. Von ihr ist nur der Chor und der nach meiner Beobachtung im regelrechten Verband mit ihm erstellte Turm — es handelt sich zunächst nur um dessen Unter- teil — erhalten. Das Ziegelformat des Chores ist infolge seiner Neu- verblendung nicht bestimmbar, das des Turmanfanges ist mit 28 : 13 : 9 cm das des späteren 13. oder frühen 14. Jahrhunderts. Die Runddienste der beiden Chorgewölbefelder sprechen für das 13. Jahrhundert, so daß die Stadterweiterung dem Prozeß der rechtlichen und wirtschaftlichen Aus- stattung der Gemeinde durch den 1266 bis 1290 regierenden Herzog Hein- rich IV. einzugliedern wäre. Die Lage der herzoglichen Burg blieb von dieser planenden Neuordnung unberührt. Die Kontinuität des Aus- und Aufbaus durch Deutsche seit Beginn des 13. Jahrhunderts hat sich erwiesen.

Aus der abgebildeten Zeichnung und Darlegung der Grundrißentwicklung wird das Ergebnis der Raumerweiterung deutlich. Die Ausgestaltung des später der Burgverlegung zum Opfer fallenden Nordteiles bleibt Ver- mutungen überlassen. Daher hier jeder Anhalt für die Beantwortung der Frage, ob auch ein in der Mittelachse weiter hinausgerücktes zweites Breslauer Tor entstand, fehlt. Die Ausschachtungen im Beseitigten bzw. ausgewechselten Stadtgebiete für die Zwecke des Schloßwallgrabens haben alle Spuren verwischt.

Der Vergleich der Stadtplanungsstadien zu denen von Brieg ergibt klare Unterschiede. In dem dortigen Grundriß des Kernes herrscht im Zeit- punkt seiner Entstehung das Prinzip der Neugründung und Neuaufteilung der besiedelten Fläche. In Ohlau lehnte sich der den Markt in den Mittel- punkt stellende Planer an eine bereits vorhandene Führung der beiden süd-nordwärts verlaufenden Hauptstraßen an und teilte den der deutschen Dorfsiedlung eigentümlichen Anger in einen zentralen Platz, mit ange- gliederten Wohnhausblöcken auf.

An welcher Stelle die erste Kirche mit Friedhof der Gemeinde lag, ob sie etwa im Rahmen der verlegten Burg als Schloßkapelle weiterlebt, das sind Fragen, die der Beantwortung noch bedürfen.

Die ^{ersten} beiden Befestigungsgürtel

sind uns nur dem Verlauf ihrer Linienführung nach bekannt. Ihre Existenz ist als selbstverständlich in der Anlage einer Kolonistengemeinde anzu- nehmen. Die Ausdehnung des **ersten Beringes** ist in der Grundrißentwick- lung durch die Peripherie des gekreuzt schraffierten Kernes gekenn- zeichnet. Das Südtor lag an der Kreuzung der Brieger- und Brauhaus-

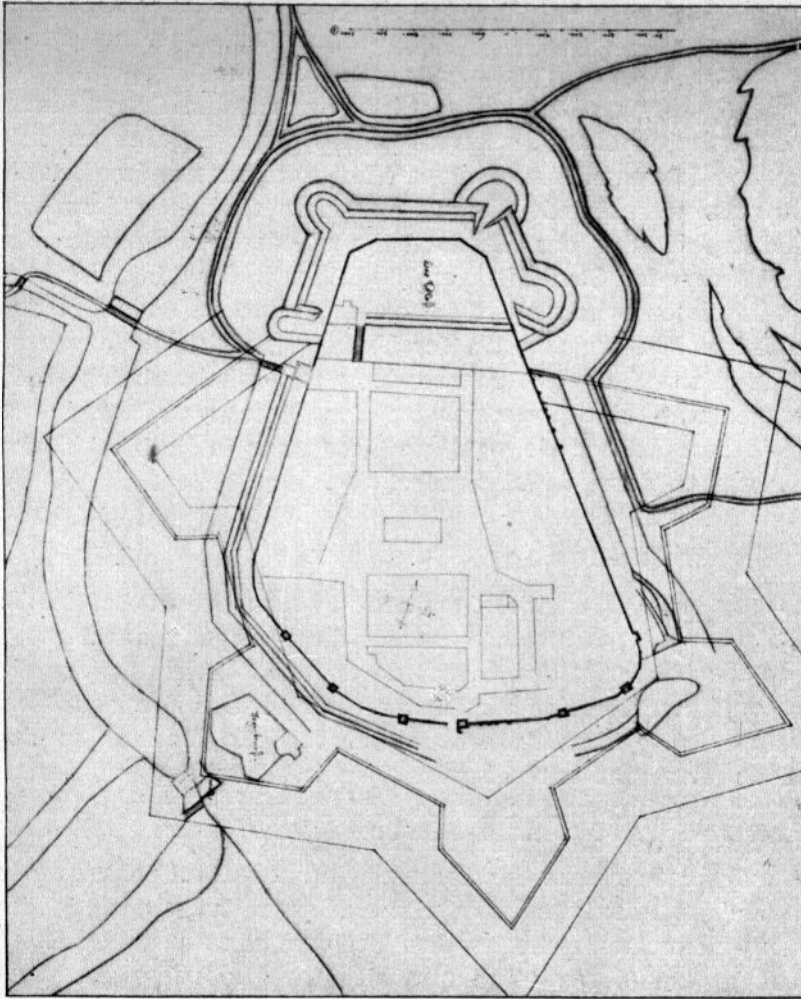


Abb. 19. Kopie des sächsischen Befestigungsplanes für Ohlau von Val. von Säbisch aus dem Jahre 1633.

straße, das Nordtor innerhalb des heutigen Schloßplatzes. Im Westen und Osten bezeichnen die äußeren Wände der Breslauer und Brieger Straße einerseits, der Feige- und Mälzerstraße andererseits mit entsprechenden Vervollständigungen in Höhe des Marktplatzes die Graben- und Walllinie. Im **erweiterten Befestigungsgürtel** stand das Südtor ungefähr an der Kreuzung der Stockhausgasse mit der Brieger Straße, das Nordtor blieb mit dem des ersten Beringes identisch oder war in derselben Richtung weiter hinausgerückt worden. Die Ost- und Westlinien hatten sich um eine Blocktiefe hinausgeschoben. Die im Südosten gelegene Herzogsburg, über welche gesondert zu sprechen sein wird, blieb zunächst an ihrer

Stelle. Die Tatsache der Erweiterung des Stadtraumes erhellt aus deutlich verfolgbaren Vorgängen. Die Zunahme der Bürgergrundstücke hatte sich inzwischen außerhalb des Beringes an der Südwestecke vollzogen. Dort offenbart sich der sozusagen zusätzliche Charakter der Stadtentwicklung in der aller kolonisationsdisziplin entgegengesetzten Anordnung auf hakenförmigem, selbständiges Wachstum verratendem Grundriß. Vom wehrtechnischen Standpunkt aus entspricht die Gesamtform der Ellipse den Anforderungen der Wallbefestigung, deren Vorhandensein im primären Stadium der Stadt demgemäß auch aus der Linienführung der Peripherie bewiesen wird. Im Südosten liegt eine Besonderheit der Planungsverhältnisse insofern vor, als der Umfang des sich anklammernden und erst im Verlauf des 15. Jahrhunderts in Wohnhausblöcke aufgeteilten Burggeländes eine Verschiebung der Massenverhältnisse zur Folge hatte. Die dort auffallende straffere Gliederung in Rechteckblöcke ist, wie bereits gesagt, dem 15. Jahrhundert zugute zu halten.

Die letzte Planänderung

im Zusammenhang mit der Errichtung der Stadtmauer greift tief in die Struktur des Straßengefüges insofern ein, als die Verlegung der herzoglichen Burg an die Nordseite der Gemeinde dort die Umleitung des die Stadtlänge bisher durchziehenden Verkehrs erforderte. Das Bresläuer Tor, jetzt das zweite oder gar dritte, erhielt eine seitliche Stellung an der Nordwestecke des dort um zwei bis vier Grundstücksblöcke reduzierten Teiles. Die Ausfallstraßen nach Strehlen und Breslau, damals noch im Gegensatz zu heut in zunächst gemeinsamer Führung, nahmen nun ihren Ausgang von der Nordwestecke des dort verminderten Stadtgebietes. Die ursprüngliche Richtung der alten Straße nach Breslau kann noch in der des sogenannten Steindammes hinter dem Schlosse erkannt werden.

Die Stadtmauer.

Der Zeitpunkt des Ausführungsbeginnes der massiven Stadtbefestigung wird zum Teil durch das Format der zu ihrem Bau verwendeten Ziegeln bestimmt. Die Steine messen 27/28 : 12/13 : 8 cm, gehören also in das 15. Jahrhundert, mehr an den Anfang als nach der Mitte. Für die frühere Zeit sprechen formale Eigenheiten der Mauer, vor allem ihre rückständig anmutende Ausstattung mit Zinnen. Im Zeitalter der Hussiteneinfälle gehörte Ohlau nach zeitgenössischen Berichten zu den befestigten d. h. massiv umgürteten Städten. Daß die Einfälle der Hussiten um 1428 den Mauerbau beschleunigt haben müssen, liegt auf der Hand.

Die Linienführung des massiven Beringes ist aus meinem Stadtgrundriß zu ersehen. Reste der Stadtmauer in verminderter Höhe von 2¹/₂ bis 4 Metern stehen an der Rückseite des evangelischen Pfarrhauses und in

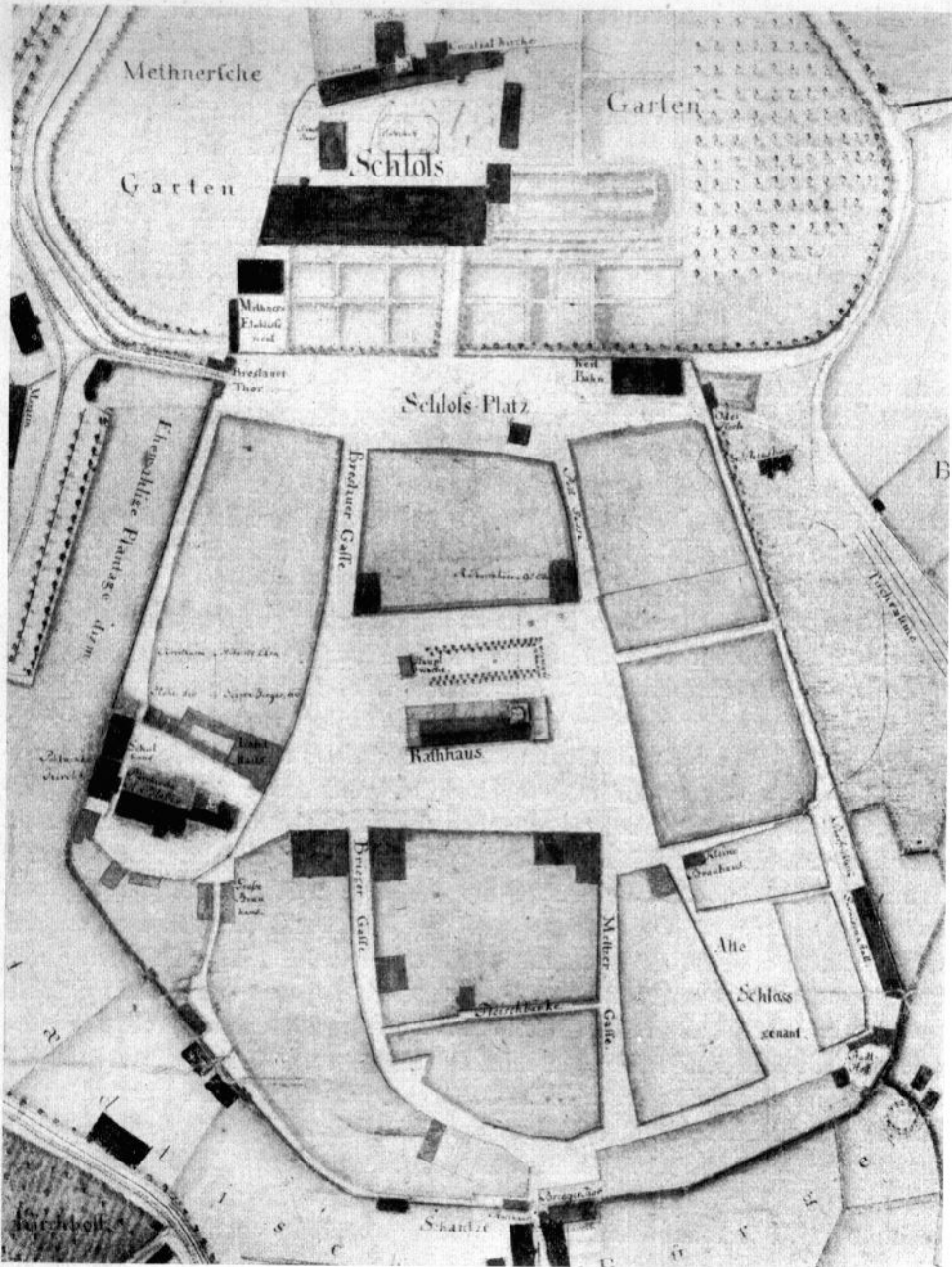


Abb. 20. Ausschnitt aus dem Plan von Ohlau von F. D. Tiede. 1810.

dessen Hof, dann weiterhin im Hof des Kantorhauses und in Fortsetzung mit einem freien Ende seitlich des Grundstückes Stockhausgasse Nr. 4. Im Süden setzt sie aus bis jenseits der Brieger Straße und steht dann noch

mit kleinen Unterbrechungen an der Rückseite der Grundstücke Brauhausegasse Nr. 1—7 und Alter Schloßplatz Nr. 7—9. An der Südostecke in der Stadthofgasse fehlt sie leider mit dem zugehörigen Turme, zeigt sich auf der Ostseite ein ganz kurzes Stück in der Rückwand des Hauses Stadthofgasse 5 und endet in der Hofwand des nordwärts sich anschließenden Grundstückes. Dann fehlt ein langes Stück, das süd-nordwärts über den jetzigen Friedrichsplatz verlief. Der Nordabschnitt war zugleich Bering für die verlegte neue herzogliche Burg zu beiden Seiten von dessen massivem Turme. Doch fehlt dort die gesamte Nordostecke, der Verlauf ist in ähnlicher Führung wie im Nordwesten durch Valentin von Säbisch' Befestigungskopie in Abb. 19 gewährleistet.

Das einschließlich der Brustwehr einzig erhaltene Stück steht an der Rückwand des Hinterhauses von Alter Schloßplatz Nr. 9 und ist in unbeeinträchtiger Ausdehnung von den Grundstücken Oderstraße 2 und 4 aus zu sehen. Der Zugang zu dem verbliebenen Abschnitt am Piastenschloß ist durch das Haus Schloßplatz Nr. 18 zu nehmen. Dort ist die Zusammensetzung des Baumaterials aus Bruchsteinen für die Füllung nach dem Abfallen der verkleidenden Ziegelschicht zu beobachten.

Die Mauerstärke scheint nach ernster Untersuchung nicht einheitlich gewesen zu sein. Sehr einfach ist sie an dem auf der Stockhausgasse frei endenden Stück nachzumessen. Sie beträgt dort 1,25 m, etwas weniger an der mittelbaren, von einer Durchgangsöffnung unterbrochenen Fortsetzung im Hofe des Kantorhauses, nur 0,90 m im Hofe des Pfarrgebäudes, aber wieder 1,23 m an der Rückwand des evangelischen Pfarrhauses selbst, wo die Stadtmauer nach außen hin durch eine vorgesetzte Ziegelschicht verstärkt ist. Am Hinterhause Alter Schloßplatz 9 ist eine Wand von nur noch 0,90 m stehen geblieben, weil ein Teil abgestemmt worden ist, in der Fortsetzung an der Rückwand von Hausteilen der Grundstücke Stadthofgasse 5 und 9 treffen wir wieder bei ähnlichen Reduzierungserscheinungen 1,15 m und mehr an. An der nördlichen Schloßperipherie beträgt die Mauerdicke, gemessen im hinteren Durchgange des jetzigen Gaststättenflügels, gleichfalls 1,25 m, so daß mit dieser einheitlichen Stärke der gesamten Stadtmauer gerechnet werden kann. Das an der Stockhausgasse stehende, frei endende Stück fällt in geringer Ausdehnung, kaum bis zum Kantorhause, durch die auffallend abweichende Stärke mit 9 bis 10 cm hohen Ziegeln und wenig sorgfältiger Verbands-technik auf. Es scheint sich hier um einen Neubau nach vorangehendem Einsturz infolge schlechter Fundamentierung oder feindlicher Einwirkung zu handeln. Das höhere Alter der Steine läßt aber auch die Erklärung zu, daß es sich hier um ein dem allgemeinen Stadtmauerbau vorangehendes Stadium des Anfanges handelt.

Die ursprüngliche Höhe der Stadtmauer einschließlich der etwa 2 m hohen Brustwehr beträgt an der Rückseite von Alter Schloßplatz 9 bezw. im

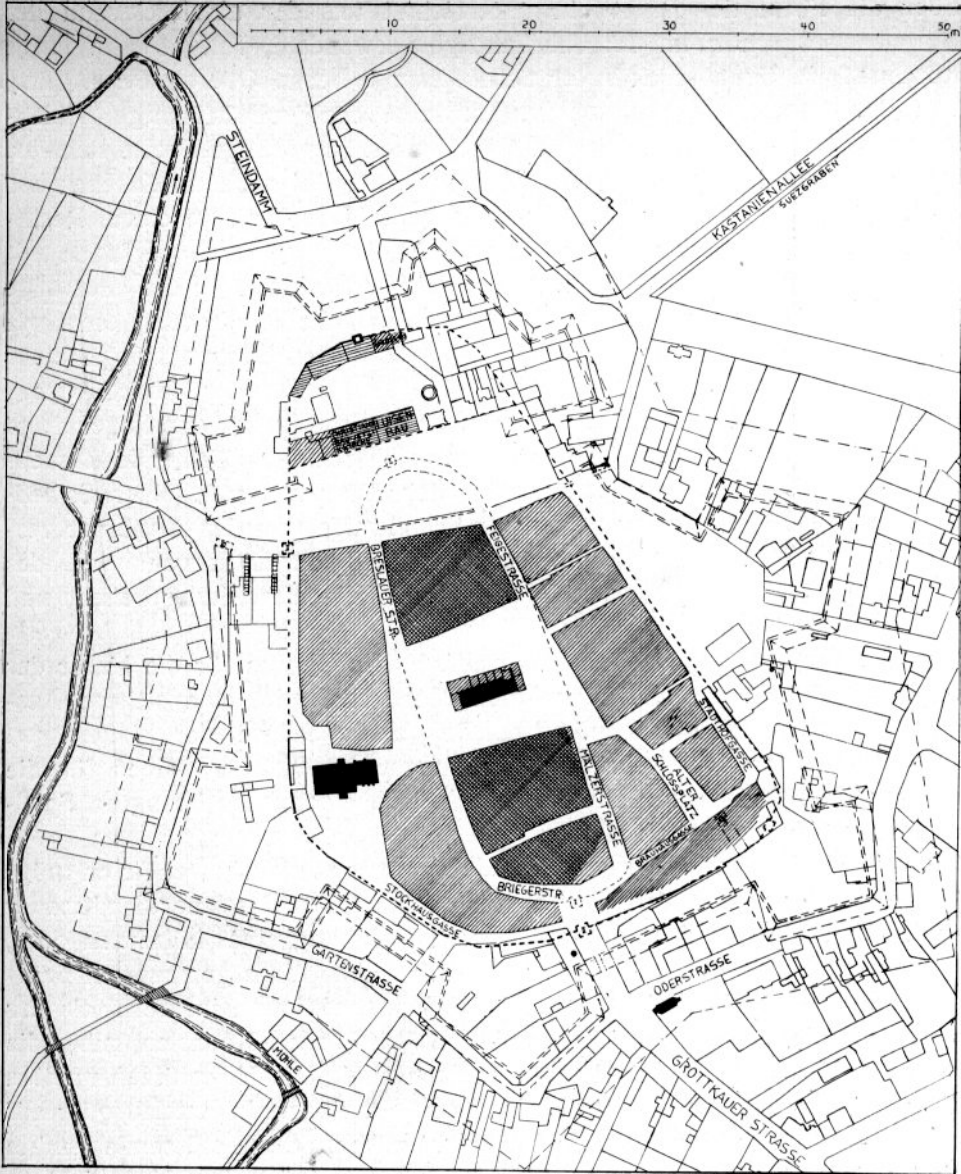


Abb. 21. Grundrißentwicklung der Stadt Ohlau. Ein kleiner Abschnitt des Stadtgrabens am Breslauer Tore eingezeichnet. Die Bastionen in gestrichelten Linien angedeutet.

anstoßenden Garten der Oderstraße 6,80 m, wozu die dort gegen das Nachbargrundstück Oderstraße 2 sichtbare Geländeerhöhung von etwa 1,20 m zu addieren ist, so daß eine Gesamthöhe von acht Metern verbürgt ist.

Über die Form der Brustwehr unterrichtet uns der als Rückwand des Hinterhauses schon im 18. Jahrhundert verwendete, rund $8\frac{1}{2}$ m lange Abschnitt im Grundstück Alter Schloßplatz 9 bezw. Oderstraße 4. Hier, von der Oderstraße aus, werden zunächst drei schlitzförmige Schießscharten von 5 Ziegeln Höhe und einer halben Ziegellänge Breite sichtbar. Sie stehen rund 1,30 m von einander entfernt. Bei näherem Zusehen auf Abb. 23 entdecken wir, daß die mittlere Schießscharte in einem Rechteckausschnitt liegt, der später bei Nichtinnehaltung der Lagerfugen mit schwächeren Steinen zugesetzt wurde. Dieses Rechteck ist die ehemalige Zinnenlücke. Wir konstatieren demgemäß, daß die Stadtmauer, etwa wie in Breslau die zweite (vgl. Abb. 22), zunächst nur Zinnen mit je einer sie durchbrechenden Schießscharte besaß. Die Breite der Zinnen betrug 6 Steinlängen und 4 Steinbreiten, d. h. unter Zurechnung der Fugen rund 2,10 m, die der Lücken 4 Steinlängen, also rund 1,25 m. Die Zinnenlücken wurden, wie wir feststellen, unter Aussparung je einer Schießscharte vermauert, als der Bogen als Schußwaffe von der Armbrust verdrängt war und ein vollständigerer Abschluß der Brustwehr wie des Wehrganges überhaupt gegen Waffen- und Windeinwirkung beliebt und gefordert wurde.

Über die Gestaltung des Wehrganges, d. h. des Ganges für die hinter der Brustwehr wachende und kämpfende Mannschaft, ist eine sichere Auskunft vorderhand nicht möglich. Bei einer Stärke der Mauer von 1,25 m und der Brustwehr von schätzungsweise 0,40 m bleiben für die Gangbreite nur 0,85 m. Diese Breite würde einen sehr beengten Spielraum für die Mannschaft darstellen.

Die notwendige Verbreiterung des Wehrganges war auf zwei Arten möglich, entweder wie an der Neumarkter oder zweiten Breslauer Stadtmauer (vgl. Abb. 22) auf der Innenseite durch Anfügung eines hölzernen oder, wie an der Strehleiner (vgl. Abb. 32) durch Anbau eines gemauerten Laufganges. Im Prinzip gleichen sich beide Konstruktionen insofern, als der verbreiternde Streifen auf tragenden Stützen oder Konsolen ruht, die dort aus Holz waren und hier aus Steinen sind. Die Holzstützen mußten aber auf vorragenden starken Steinen von Granit wie in Breslau oder auf einem Absatz der Mauer wie in Neumarkt ruhen. Solche stützende Punkte sind auf der Innenseite der erhaltenen Mauerabschnitte in Ohlau nicht zu sehen. Die hieraus sich ergebende Ansicht neigt zu der Antwort, daß eine massive Verbreiterungskonstruktion wie die in Strehlen auf Seite 100 beschriebene vorhanden war. Endgültig kann die Auskunft darüber erst ausfallen, wenn einmal das zum Abbruch reife Hinterhaus des Grundstückes Alter Schloßplatz 9 verschwunden sein wird.

Eben dieser Mauerabschnitt bietet eine weitere höchst bemerkenswerte und sehenswürdige Eigenheit, die in einer plastisch wirkenden architek-

tonisch gegliederten Wandverstärkung besteht. Drei Spitzbogennischen von einem Stein Tiefe ruhen hier auf gemauerten Konsolen, die aus gestaffelter Anordnung vorkragender Steine gebildet sind. Erst, von oben nach unten gezählt, ragen je drei Ziegeln mit abgeschrägter Unterkante in fast ganzer Länge hochkant aus der Wand, dann je ein Stein in Läuferstellung (Seitenansicht), dann wieder je drei wie vorher geformte und gestellte Ziegeln, doch kaum in halber Länge vorragend, und schließlich vier als Läufer übereinander zu Dreivierteln eingemauerte Steine. Diese vier so konstruierten Konsolen tragen das durch die drei Nischen-aussparungen erleichterte, in der Zone der Brustwehr liegende flache Risalit, das in der Mitte eine jetzt zugesetzte Schlitzscharte in etwa gleicher Höhe wie die anderen aufweist. Hinter dem Schlitz liegt, von dem über der Brustwehr ausgebrochenen Hausfenster aus zu sehen, eine in flachem Stichbogen überwölbte Schartenkammer von 0,45 : 0,40 lichter Höhe und Breite.

Eine solche Erkerkonstruktion befand sich noch 1867 auch an der Stadt-mauer in Neumarkt, ist aber in der Folge unaufgenommen beseitigt worden. Vgl. Wehrbauten I S. 72. Ihre dort als unzureichend aufgewiesene Skizze gibt keinen Anhalt für Größe und Tiefe und für die Bestimmung ihres Zweckes. Dieser Ausbau ist in Ohlau zu flach, um für die Einfügung von Gußlöchern für siedendes Öl und Wasser zu dienen. Zudem sind keine Spuren solcher Ausflußöffnungen zu sehen.

Demnach kann diese Wehrgangerweiterung mit entsprechendem und wahrscheinlich tieferem Vorbau auf der Innenseite der Stadtmauer nur als Unterteil eines sich über den Wehrgang erhebenden **Scharwachttürmchens** angesehen werden. Solche erhöhte massive Wachttürme wurden auf den Bering aufgesetzt als Ersatz für fehlende Mauertürme, die in Ohlau rar waren. Für die Rekonstruktion dieses Türmchens werden sich nach Abbruch des sich anlehnenden Hauses Hinweise im stadtseitigen Mauerwerk finden.

Der Einbau dieses Erkers oder Scharwachttürmchens in die Stadtmauer ist nachträglich vorgenommen worden, wie die abweichenden Fugenlagen und die Ausstimmungsspuren für die Einfügung des gesamten Risalits dartun. Der Zeitpunkt des Aufbaus mag in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gesucht werden.

Daß dieser wichtigste und schönste, durch glückliche Umstände erhaltene Teil der Stadtmauer eines besonderen Schutzes und der erhöhten Fürsorge bedarf, nachdem er endlich aus dem Dornröschendasein hervorgeholt worden ist, versteht sich von selbst. Die Pflege und Zurschaustellung des gesamten Stadtmauerabschnittes verlangt, daß die Freihaltung des Vorfeldes von einer verdeckenden und störenden Bebauung ungesäumt in die Wege geleitet wird. Der Umstand, daß sich hier und auch an den übrigen erhaltenen Mauerstücken entlang Gärten hinziehen, kommt der Aus-

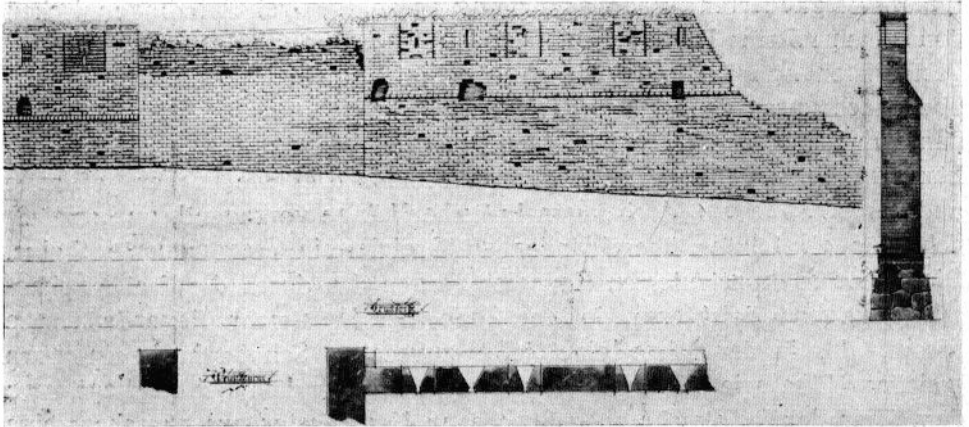


Abb. 22. Teil der zweiten Stadtmauer in Breslau mit vermauerten Zinnenlücken.

führung eines diesbezüglichen Stadtplanungsprogramms in günstiger Weise entgegen.

Daß dieses in Resten erhaltene Scharwachttürmchen das einzige gewesen sein soll, ist kaum anzunehmen. Weitere Mauerabschnitte mit Wehrgang sind nicht mehr vorhanden. Also versuchen wir mit den von Säbisch und D. F. Tiede 1633 und 1810 gezeichneten Plänen unser Glück! Beide weisen eigenartige Notierungen an der Stadtmauer auf: punktartige Verdickungen im Osten des Südtores bei dem ersteren und bei beiden in der Mitte des Ostabschnittes, die aus wehrtechnischen Gründen nicht etwa als Strebepfeiler gedeutet werden können. An der Südseite sind es vier, an der Ostfront sechs bzw. zwölf solcher Auskragungen. Ihre sichernde Lage am Südtor und im langen türmelosen Ostabschnitt, dort auch zum Schutze der Pforte, würde meine Annahme stützen. Es fragt sich nur, ob je zwei solcher Punkte als Konsolen eines Türmchens oder jeder für sich ein Türmchen meint. Für die erstere Vermutung könnte sprechen, daß Tiede die doppelte Anzahl im Osten verzeichnet. Daß es unter Umständen noch mehr solcher Scharwachttürmchen gab, ist deshalb nicht ausgeschlossen, weil ja die Stadtmauer schon im 17. Jahrhundert im Anfangsstadium des Verfalles war und der Mangel an Türmen auf diese billigere Art einen Ausgleich hätte finden können.

Das Kapitel der **Tortürme** fällt mangels erhaltener Zeugen recht dürftig aus. Wir sind allein auf die immerhin unvollkommenen älteren Grundrisse und auf die Stadtansichten F. B. Werners angewiesen. Der südliche **Brieger Torturm**, in der Stadtentwicklung der zweite, erweist sich als der übliche gotische Quader, dessen steiles Zeldach auf Werners abgebildeter Zeichnung die ihm zugedachte erwiesene Pflege verrät. Seine Höhe ist in dieser Zeit des fortgeschrittenen Stadtmauerverfalles mit noch drei Ge-

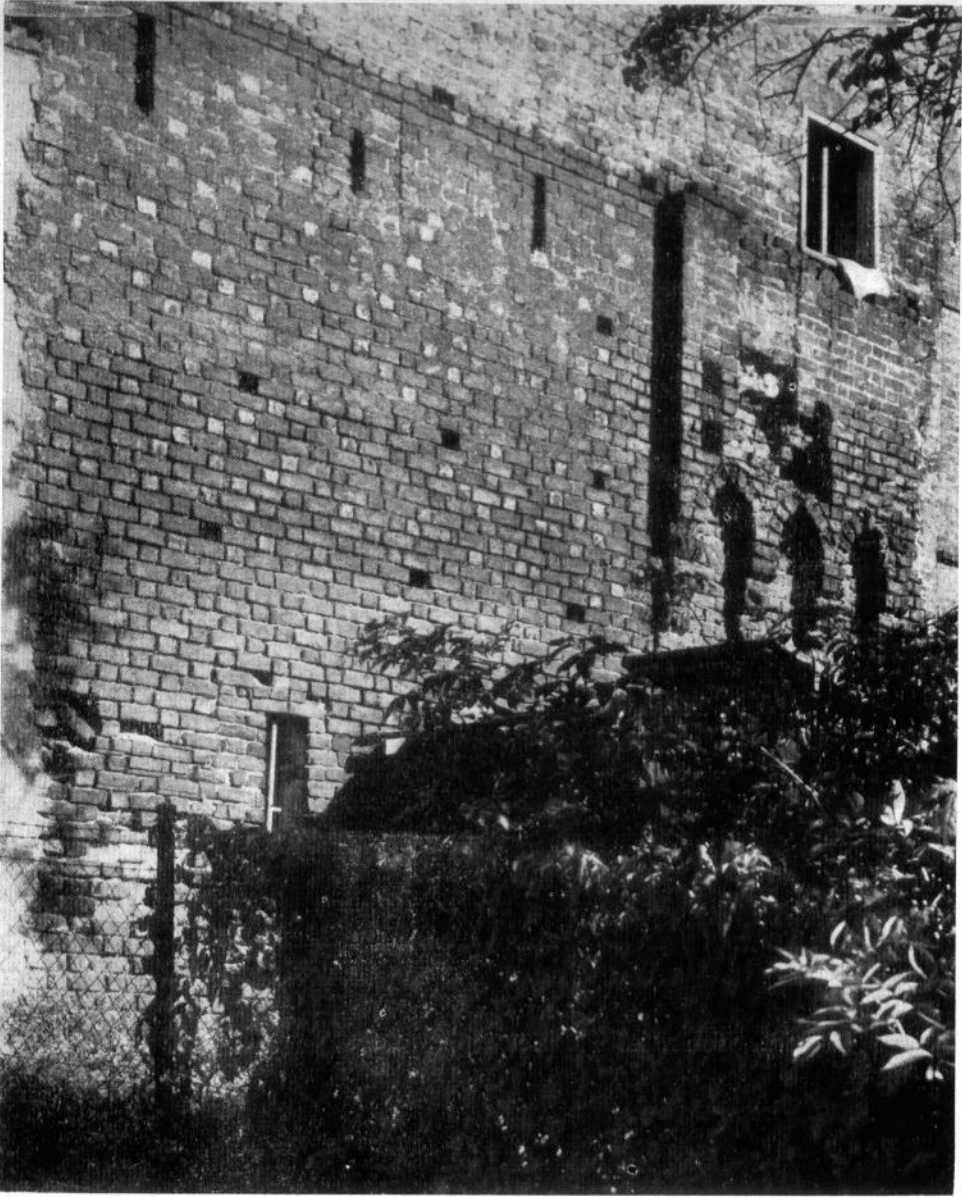


Abb. 23. Teil der Stadtmauer in Ohlau mit Unterbau eines Scharwachtürmchens.
Aufnahme von Werner Volpert in Ohlau.

schossen gekennzeichnet. Da die Tortürme im 16. Jahrhundert oft einer Verkürzung zum Zwecke ihrer Einrichtung als Geschütztürme unterworfen waren, kann mit einer bedeutenderen Vertikalausdehnung im 14. und 15. Jahrhundert gerechnet werden. Im Mittelalter nahm der Verkehr seinen Weg durch die breite Spitzbogenöffnung seiner Durchfahrt.

Dem **Breslauer Tor** der Neuzeit kommt bereits die Eigenheit des Mangels eines die gewohnten Funktionen ausübenden Turmes nach der im 17. Jahrhundert vorgenommenen Bastionärbefestigung zu. Die Verlegung des ersten Tores aus der Hauptachse des Stadtkernes in die Nordwestecke der Altstadt an den südlichen Rand des neuen Burggrabens verlangte naturgemäß an dieser Stelle im Zuge des Beringes einen höheren Torturm, der selbstverständlich einmal da war und aus Gründen der Sparsamkeit, um sein Material zum Bau des dritten Tores zu verwenden, oder der mangelnden Festigkeit abgerissen worden ist. Das Tor auf den Abbildungen ist das dritte, ein Walltor, das den Eindruck einer **Pforte** erweckt, wie sie sich gegenüber im Osten als Durchgang durch die Stadtmauer nach der Oder befand. Der gewaltige Unterschied zwischen beiden bestand darin, daß die Oderpforte keinen ins Gewicht fallenden Verkehr vermittelte, wie das Fehlen eines ausgesprochenen Zugangsweges außerhalb der Mauer erweist, und lange Zeiten hindurch vollständig verschlossen war.

Hinsichtlich des einstigen Bestandes an **Mauertürmen** oder **Weichhäusern** hilft uns zunächst Valentin von Säbisch aus der Verlegenheit. Daß er in seinem Stadtgrundriß nur die Südseite mit solchen zu bedenken hat, und zwar mit je dreien westlich und östlich des Tores, hat seinen plausiblen und realen Grund in der Ausdehnung des natürlichen Wasserschutzes an den drei anderen Stadtseiten. Daß ihm absolute Wahrheitstreue nicht unbedingt zuzutrauen ist, erweist die Versäumnis der Eintragung des im Norden im Bereiche des Schloßgrundstückes noch heute stehenden Turmes. Alle Weichhäuser bis auf das äußerste östliche zeichnete Säbisch als Volltürme auf quadratischer Grundfläche. Ihre Entstehung mit der Stadtmauer zugleich kann aus ihrer Stellung und Art gefolgert werden. Der letzte im Osten weicht im Rechteckgrundriß durch seine Form ab, es ist ein Halbturm, eine nach der Stadt offene Schale. Auf F. B. Werners Schaubild entdecken wir nur noch je zwei Mauertürme zu beiden Seiten des Südtores, dazu machen hier alle drei westlichen den Eindruck von Halbtürmen oder Schalen. Die Höhe aller dieser Mauertürme betrug nach üblicher Ausführung zehn Meter, sie überragten um zwei Meter den Wehrgang, dessen und der Mauer Seitenbestreichung ihr Zweck war. Der Turm an der Südostecke präsentiert sich in behäbigerer Form und scheinbar größerer Höhe mit steilem Zeltdach. Auf dessen Spitze ruht gemütlich ein Storchnest, von dessen dauernder Existenz der Turm seinen Beinamen bis ins 19. Jahrhundert beibehielt. Tiedes Stadtplan von 1810 enthält noch die beiden Mauertürme westlich des Tores und fixiert die Stellung des Storchnestturmes an der Südosteckenschräge, in der Nachbarschaft des außerhalb der Mauer gelegenen kreisförmig begrenzten Niedergerichtes.

Eine Verstärkung der Stadtmauer durch einen vorgelegten Wall im beginnenden Zeitalter der Feuerwaffen ist am Objekt Ohlau zunächst nicht

wahrnehmbar. Bei deren relativer Schwäche ist sie mit einer gewissen Sicherheit anzunehmen. Den so längs der Mauer vorgenommenen Erd-aufschüttungen an den Toren Abgrenzung und Widerstand bietende Futtermauern in der Form der Zwingerhöfe sind nicht bemerkbar, höchstens auf Säbisch' Grundriß ein kurzer einseitiger Ansatz am Brieger Torturm.

Das Stadium der Grabenerbreiterung und der Einordnung von vorgeschobenen Basteien, d. h. halb- oder dreiviertelkreisförmigen, die Funktionen der Mauertürme übernehmenden flachen Flankierungsposten ist der Stadt Ohlau im Gegensatz zum Schloßabschnitt versagt gewesen. Den Beweis dafür liefert Säbisch, der sie sonst in seine Befestigungskopie gleich denen am Schloß aufgenommen haben würde. Der Fall mag hier anders als in Brieg liegen, das um 1500 seiner strafferen Verteidigungsorganisation und größeren Bedeutung gemäß mit den Errungenschaften der Befestigungskunst gleichen Schritt halten mußte. Die wirkungsvolle Verteidigung war hier in Ohlau von der Mitte des 15. Jahrhunderts an auf das Schloßgrundstück beschränkt, dessen Umfang unter Umständen geeignet war, der Stadtbevölkerung im Notfall eine Zuflucht zu gewähren.

Die Bastionärbefestigung.

Die Gründe, die einst der schutzbedürftigen Gemeinde Wall und Graben und Stadtmauer beschieden, hätten nach dem Beginn der Neuzeit für die Errichtung eines modernen Befestigungsgürtels ebenso maßgebend sein müssen. Daß sie nicht wieder stichhaltig wirkten, daß vielmehr erst der Anbruch rauher Kriegsläufe die Angelegenheit in Fluß brachte, ist Beweis für die Tatsache, daß eine nicht entsprechende Zunahme der Substanz an Einwohnern wie an Gütern eingetreten war. Die Unbedeutendheit des Ortes zwischen zwei mächtigen Festungen wird durch die geschichtlich gewordene Erkenntnis, daß die Sachsen und später die Schweden deren Lage an dem für sie wertvollen Oderübergänge als ausschlaggebend für die von ihnen vorgenommene Fortifikation ansahen, nicht behoben.

Das von den Schweden ausgehende Interesse für die Sicherheit der von ihnen besetzten Oderübergänge reicht bereits in die letzte Phase des dreißigjährigen Kriegsgetöses. Friedrich Lucae, der Chronist Schlesiens, schreibt 1689 den Baubeginn der Bollwerke den Schweden d. h. dem damals kommandierenden General Wittenberg und die Fortsetzung und Beendigung dessen Nachfolger Oberst Gunni zu. Zwischen der Drucklegung dieser Nachricht und der Schwedenherrschaft in Ohlau liegen 50 Jahre, ein hinreichender Zeitraum, um ungeschriebene Überlieferungen verdächtig zu machen. Zuzugeben ist allerdings, daß die schwedische Besatzung von Ohlau und dem benachbarten Jeltsch in ihrer isolierten Stellung allen Grund hatte, sich nach Möglichkeit durch vollwertige Befestigungsanlagen zu schützen. Die Aufnahme des Befestigungsgedankens

rührt jedoch aus einem früheren Stadium her. Wir kennen bereits Valentin von Säbisch' Kopie von 1633, welche seinen eigenhändig gemachten Vermerk enthält, daß sie der Befestigungsplan der seit dem Januar 1633 dort stationierten sächsischen Besatzung sei. Der von ihr betraute Ingenieur und Autor des Entwurfes ist noch zu ermitteln. Ein Beginn der Ausführung ist bei dem Ernst der Lage anzunehmen. Erst vom nächsten Jahre 1634 stammt der Entwurf, den Val. von Säbisch, wohl unaufgefordert, als Studie zeichnete. Dieser unterscheidet sich von dem sächsischen in der Anordnung der fünf um die Stadt verteilten Bastionen fast gänzlich. Das wesentlich Neue daran ist die Aufstellung einer modernen Befestigung für das Schloß, das in seiner isolierten Stellung belassen wird. Wir halten uns also an die gegebenen Realitäten der abgebildeten Festungspläne einerseits und des durch rekonstruierten Grundriß und Schaubild bekannten Zustandes.

Was Val. von Säbisch im Anschluß an das sächsische Vorbild projektierte, unterscheidet sich von der tatsächlich vorgenommenen Ausführung durch Zahl und Anordnung von fünf Bastionen anstatt vieren um die Peripherie der Stadt. Oderübergang und Mühle im Nordosten waren in das Verteidigungssystem nicht eingeschlossen, die Stadtmühle im Südwesten an der Ohle kam hart an eine Face in den Graben zu liegen. Diese beiden letzteren, von der Stadt in unglücklicher Entfernung befindlichen Objekte Oder- und Ohlemühle und Brücke waren schwer unterzubringende Teile eines Befestigungsplanes, der allen Erfordernissen gerecht werden sollte. In der Folge wurde deren Einbeziehung nur durch die lose Anfügung von leichten Außenwerken und Schanzen ermöglicht, wie der noch zu besprechende Plan des Wiener Heeresarchivs (Abb. 24) verrät.

Die Form und Ausdehnung der tatsächlich gebauten Bastionärbefestigung ist nach ihrer 1764 eingeleiteten Beseitigung und Einebnung aus den im Stadtplan verbliebenen Wegführungen und Grundstücksgrenzen im Terrain feststellbar. In meiner Grundrißentwicklung habe ich sie eingetragen. Eine ausgebaute Kontreeskarpe hat es wohl nie gegeben, natürlich auch zu F. B. Werners Zeit in der Mitte des 18. Jahrhunderts nicht, zumal ja Friedrich der Große den Begriff der Festung Ohlau von vornherein abgelehnt hatte.

Ihr Zustand war damals natürlich ein vollständig ungepflegter, der Graben verschlammte und verwachsen, sein äußeres Gegenufer ohne feste Begrenzung — alles Mängel, die auf Werners Schaubild deutlich zu Tage treten. Als Eigenheit der Führung von Kurtine und Graben fällt auf der Ostseite deren erhebliche Entfernung von der übrigen Basis, der Stadtmauer, auf. An dem Brieger Tore war die Passage in die Kurtine verlegt worden, so, daß die westliche Bastion dicht daneben lag und ihr den wirksamen Flankenschutz zukommen ließ.

Über die Form der **Walltore**, der dritten Tore in der Entwicklungsreihe

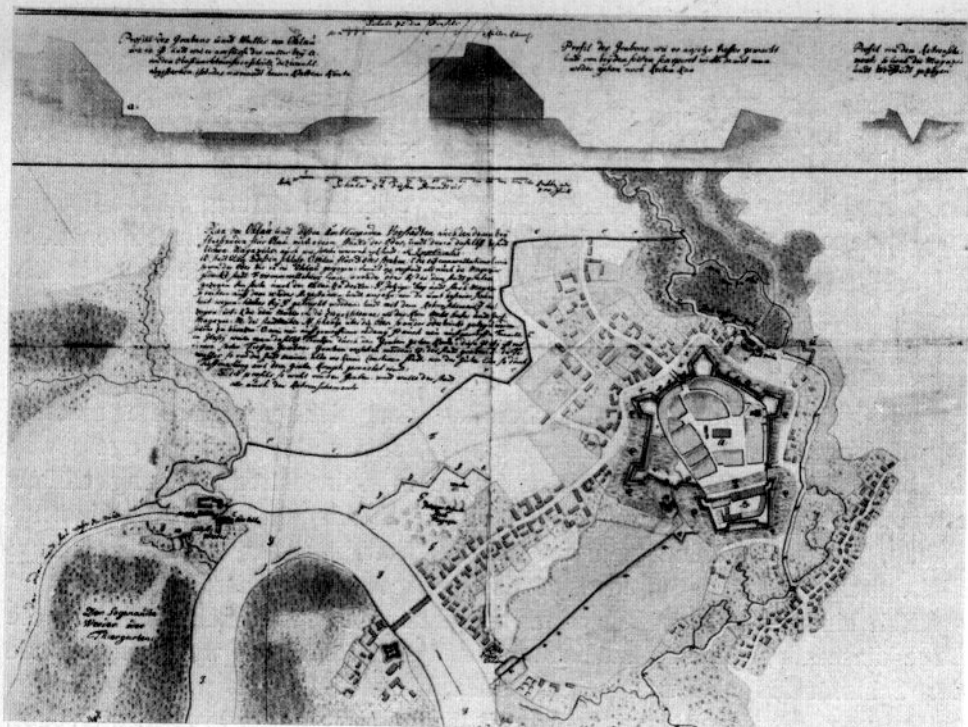


Abb. 24. Ohlauer Festungsplan vom Ende des 17. Jahrhunderts aus dem Wiener Heeresarchiv. Die Nordseite an der unteren Bildkante.

an der Brieger und Breslauer Ausfallstraße, sind wir ungenügend informiert. Die des Brieger Walltores fehlt uns vollständig, dort waren zu F. B. Werners Zeit der Wall und die durch ihn führende Durchfahrt bereits verschwunden. Die vorzeitige Beseitigung läßt sich aus der Konstruktion der Seitenwände und Abdeckung der Passage von Holz erklären. Besser steht es um die nordwestliche Breslauer Walldurchbrechung (Breslauer Tor III), welche auf dessen Schaubilde in undeutlicher Formulierung mit renaissancemäßig rundbogenbekrönter feldseitiger Fassade steht. Ein Vergleich mit dem Brieger Odertor (vgl. Abb. 7) ist insofern möglich, als auch an der Torfront in Ohlau nach mehrfachen Berichten als skulptierter Schmuck heraldische Bilder eingelassen waren, die seit dem 1821 vollzogenen Abbruch dieses Tores an der Ostwand des Schlosses eingemauert sind. Es sind dies außer dem Schlesischen Adler die Wappen Joachim Friedrichs und seiner Gemahlin Anna Maria, einer anhaltinischen Prinzessin. Die Regierungsdauer dieses Herzogs stimmt zwar nicht zur Entstehungszeit des Tores, die Unstimmigkeit erklärt sich jedoch aus einer Verseizung der Wappen von dem abgebrochenen Tor II an die vorverlegte Fassade.

Die erste Burg.

Die Stelle, an der sie außerhalb des ältesten Stadtumfanges in enger Anlehnung lag, ist uns bereits bekannt. Der noch heute Alter Schloßplatz genannte breitere Straßenabschnitt muß den Kern der Anlage getragen haben.

Das dem Herzog nach der Stadtgründung verbliebene Burggelände hat die entstandene junge Gemeinde in einem flachen Bogen, wie in Löwen oder Strehlen, auf der Ostseite derart umschlossen, daß das erste Brieger wie das erste Breslauer Tor an Anfang und Ende dieses sichelförmigen Streifens lagen. Ein- und Ausgang der Stadt standen, wie wieder festzustellen ist, unter der Kontrolle und Aufsicht des Burgherrn.

Ein Teil des Schlosses, wahrscheinlich der nicht angetastete massive Wohntrakt, oder zum mindesten ein Abschnitt des Burgberinges, war 1689 erhalten., als ihn Friedrich Lucae in seiner Beschreibung Ohlaus erwähnte: „Man weist auch noch in der Stadt ein großes steinernes Gebäu, das alte Schloß genannt“. Mit dieser in ihrer Sachlichkeit und Richtigkeit unanfechtbaren Mitteilung eines einwandfreien, real und kritisch eingestellten Augenzeugen wird uns der Fingerzeig geboten, die Lage dieses Schloßrestes zu bestimmen. Damals nämlich war das Gelände des Schloßhofes wie auch eines erheblichen Teiles des weiteren Burggeländes bereits in bürgerliche Grundstücke aufgeteilt, wie z. B. die schon bekannte Tatsache der unter dem 13. 5. 1481 vorgenommenen Verleihung einer freien Hofstadt an der „Stelle, wo etwan das alde Slos gestanden“, dertut. Wenn also 1689 ein massiver Abschnitt als Ruine noch dastand, so muß nach dessen Abtragung im 18. Jahrhundert ein freier Raum die Folge gewesen sein, und dieser wäre der heutige Platz. Unter dem Pflaster dieser 20 : 60 m messenden Rechteckfläche sind die Fundamente zu vermuten, deren gelegentliche Freilegung und Fixierung die Möglichkeit an die Hand gäben, die von Fr. Lucae versäumte Schilderung von Art und Aussehen dieses Burgteiles nachzuholen.

Eine Hilfe in dieser Richtung aus dem ältesten Stadtplan, den Val. von Säbisch ein halbes Jahrhundert vor Fr. Lucaes Veröffentlichung zeichnete, erhalten wir nicht. Er macht in seiner Aufnahme der Grundstücke leider gerade an der Grenze der Schloßruine und des Burggeländes Halt.

Die überlieferte und durch die lange Lebensdauer verbürgte Massivausführung weist auf ein bereits zweites Stadium des Burgbestandes und der Burggestaltung hin. Es dürfte gleich zu Beginn des 14. Jahrhunderts liegen. Der Beginn des ersten Zustandes in reiner Fachwerkausführung mit Wall und Graben ist Jahrhunderte jenseits dieser Zeitgrenze zu suchen.

Die Vornahme der massiven Erneuerung und Vergrößerung von Burgteilen schließt auch diejenige des Beringes ein. Von dieser Erwägung aus ist es gestattet, an die Möglichkeit zu denken, daß der alte Mauerturm an

der Südostecke der Stadt, der sogenannte Storchenturm, zum einstigen Burgbering gehörte. Seine alle anderen Mauertürme überlebende Haltung läßt auf eine gewisse beträchtliche Stabilität schließen, die der Stadtmauer und ihren Weichhäusern nicht eigen war. Träfe diese Annahme zu, dann ergäbe sich ungefähr die einstige Ausdehnung des engeren Geländes der ersten Burg.

Das zweite Schloß.

Die Verlegung der Burg an die Nordseite der Stadt steht im Zusammenhang mit deren Umgestaltung und Vergrößerung. Die Erbauung der Pfarrkirche, die wir besser in das 13. Jahrhundert setzten, steht mit der Erweiterung des Stadtraumes in unmittelbarem Zusammenhang.

Wenn in den chronikalischen Erörterungen bisher der 1359 bis 98 regierende Herzog Ludwig I. als Erbauer der zweiten Burg namhaft gemacht worden ist, so ist es nicht mit Recht geschehen. Den Vorgang in das 15. Jahrhundert nach der Einäscherung der Stadt durch die Hussiten zu legen, entbehrt der realen Grundlagen angesichts des durchsichtigen Planungs- und Bebauungsprozesses.

Wohl kann aber Ludwig I. als Bauherr des massiven Hauses auf der Südseite angesehen werden.

Auch der notwendige Austausch von altem Burggelände gegen den von der Stadt auf der Nordseite abzutretenden Block mit abzubrechenden Bürgerhäusern ist Voraussetzung der Schloßverlegung. Die Dauer der Ausführung war auf Jahre oder Jahrzehnte vorgesehen.

Ein triftiger Grund für die Verlegung mochte der bessere Wasserschutz sein, den das neue Burgterrain von der Ohle her gewann. Auch das Verhältnis zum Oderübergang mag bei dem Entschluß eine Rolle gespielt haben.

Zwischen der neuen Burg und der Stadt floß möglicherweise ein nicht mehr sichtbarer Arm der Ohle, der sich mit jener nordöstlich des Burggeländes vereinigte. Die Bewässerung von Burg- und Stadtgraben wird dadurch erklärt. Hinsichtlich des das Schloßterrain von der Stadt trennenden Grabens, der mit Mauerglaciis als 60 m breiter Streifen erstmalig auf dem Plan von Säbisch erscheint, müssen wir uns von der Auffassung frei machen, daß dieses zwischen gerade gerichteten Ufern stehende Wasserbett auch im 14. und 15. Jahrhundert so aussah. Die saubere und verbreiternde Linienziehung stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts.

Dort an dem fließenden Wasser stand noch 1448 die Spitalmühle in der Nähe des „alten“ d. h. ersten Breslauer Tores. Dem Müller wird damals gestattet, die Mühle an anderer Stelle aufzubauen.

Die von der neuen gotischen Burg gewinnbare Vorstellung habe ich bereits in meiner Geschichte des Spätrenaissanceschlusses 1936 nieder-

gelegt. Der Charakter des starken Wehrbaues drückt sich in seiner, das trapezförmige Grundstück auf den stadtabgewandten Seiten in mehrfachen Brechungen, vielleicht auch an der Südfront umschließenden Mauer aus, die als ziemlich gleichzeitig entstandene Fortsetzung der Stadtmauer keiner besonderen Erörterung bedarf. Ob der Burgbering an den Knicken und Südecken Flankierungstürme besaß, entzieht sich der Beantwortung. Der abgebildete massige Turmquader am Scheitel der Nordfront scheint jedoch allein den gesamten Schutz des Geländes ausgeübt zu haben. Der auf rechteckiger Grundfläche von 6:6,75 m Seitenlängen aufgebaute Raumkörper besteht aus Bruchstein, der in den oberen Geschossen mit Ziegeln vom Format 27:12/3:8,5 cm verkleidet ist. Seine Höhe von rund 20 m ohne Helm ist nicht die ursprüngliche. Sein Wehrcharakter ist durch die Umgestaltung der Bekrönung im 16. Jahrhundert verloren gegangen. Die Vergrößerung der Fenster folgte erst in der Mitte des 17., als er gleichzeitig zum Glockenturm ausersehen und eingerichtet wurde. Die Fortführung der Befestigungsarbeit im 16. Jahrhundert fügte im verbreiterten Graben die auf Säbisch' Grundriß sichtbaren vier Eckbasteien hinzu. Es sind nicht halbzylinderförmige, sondern auf langgezogener elliptischer Grundfläche geformte Bollwerke, wie sie Jakob Parr auf der Bolkoburg schuf. Säbisch hat ihren Grundriß gewiß richtig gezeichnet, da er für sie ein besonderes Interesse hatte. Deshalb dürfen wir bedenkenlos Jakob Parr als ihren Baumeister ansehen, der bereits seit 1543 als „Jakob von Mailand“ in Ohlau nachweisbar ist.

Die massiven oder zum mindesten auf gemauerten Sockeln errichteten Basteien wurden ein Jahrhundert später von den Sachsen und Schweden in die **bastionäre** Befestigung übernommen, nicht ohne ihre und der Kurtinen Umarbeitung. Ihr Mangel für die Ansprüche der Artillerie war, daß ihre Fläche zu schmal, ihr Raum zu beengt war. Ihre Verdrängung durch ein Hornwerk in Erdausführung wurde in der Folgezeit spruchreif. Der Umbau fällt in das Ende der Regierungszeit Herzog Christians. Zwei ganze und zwei halbe Bastionen wurden als Teile des Hornwerkes gewählt, ähnlich wie in dem von Säbisch 1634 aufgestellten Projekt, nur daß dieser die ganzen Bastionen an den beiden nördlichen Ecken vorsah.

Auf F. B. Werners Ansicht aus der Mitte des 18. Jahrhunderts treten uns auch an den südlichen Ecken des Schloßgeländes volle Bastionen entgegen. Der Unterschied ist nicht bedeutend, doch lassen die zunächst ausgeführten langen Kurtinen von den Südecken bis an die Nordbastionen oder umgekehrt Bedenken zu, deren Beseitigung in einem erneuten Arbeitsabschnitt gegen Ende des Jahrhunderts oder im folgenden unternommen worden sein müßte.

Auf dem Plane des Wiener Heersarchives von 1675 (Abb. 24) ist die Form des Hornwerkes sozusagen umgekehrt dargestellt, indem die ganzen Bastionen an den Südecken auftreten. Eine Bestätigung für das tatsäch-

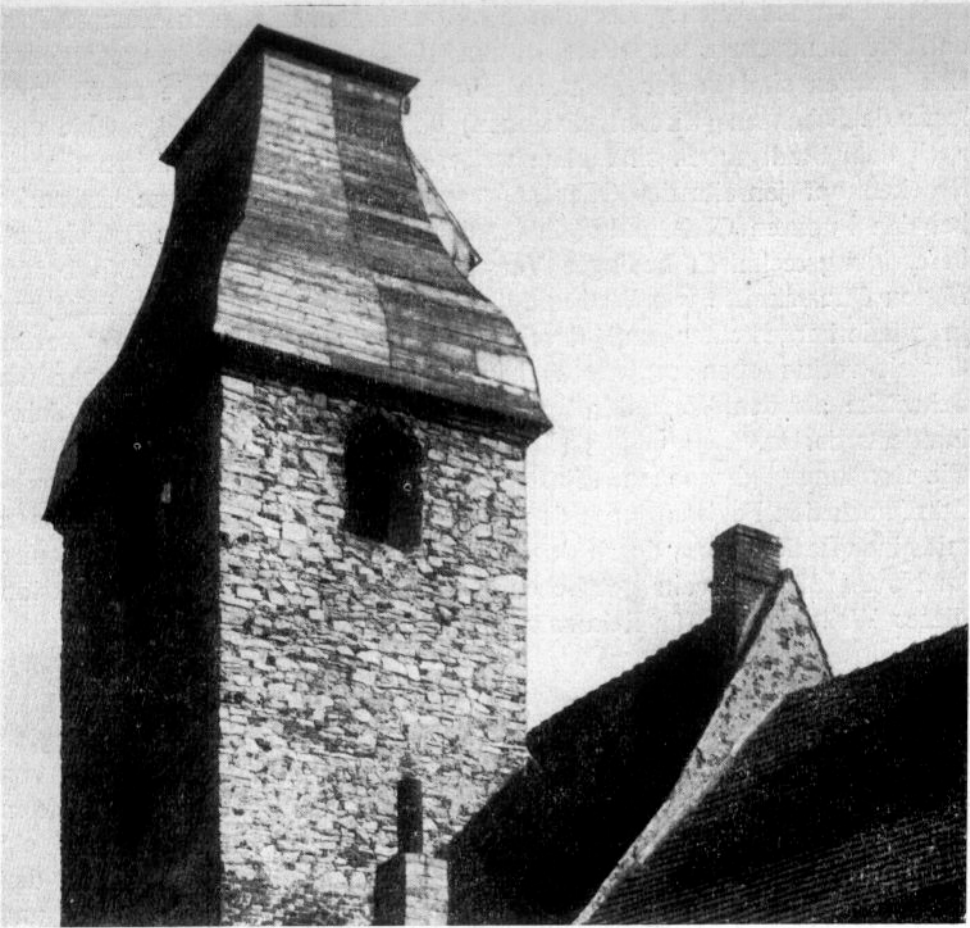


Abb. 25. Turm des zweiten Schlosses in Ohlau.
Aufnahme von Werner Volpert in Ohlau.

liche Vorhandensein dieser oder jener Form läßt sich bei der Rekonstruktion des Befestigungsgürtels aus den benutzbaren Grundstücksgrenzen und Wegführungen nicht mit absoluter Sicherheit gewinnen.

Als Ausführer des Hornwerkes kann zunächst der Ingenieurhauptmann Johann Michael Ziegler genannt werden, der in Ohlau unter dem 6. 8. 1665 einen Reisepaß nach Polen ausgestellt erhält (Staatsarchiv Rep. 20. I. 400 I). Als Vollender ist Christian Marienberger, den wir bereits 1668 in Brieg kennen lernen, zu betrachten, obwohl er erst seit 1671 in Ohlau urkundlich nachweisbar ist. Daß er dorthin gerade des Schloßbaus wegen, in dessen Zusammenhang er genannt wird, gekommen sein sollte, ist bei einem Ingenieur von vornherein unwahrscheinlich.

Von fachmännischen Untersuchungen, weniger von Instandsetzungsarbeiten in österreichischer Zeit, melden Berichte in den staatlichen Archiven. Über das Ausmaß der zum Schutze von Oderbrücke und Stadtmühle und von Magazinen notwendigen Erwägungen informiert uns am besten der abge-

bildete Plan des Wiener Heeresarchivs, der das nachträglich hinzugefügte und vielleicht etwas zu frühe Datum 1675 trägt. Seine eingetragenen Erklärungen sind in der Mehrzahl für uns überflüssig. Die durch fortlaufende Schanzen (Circumvallationen) von der Oder nach der Ohle und nach dem Stadtgraben sind ohne weiteres erkennbar, desgleichen die als Brückenkopf jenseits der Oder aufgeworfenen. Einige weitere Erdwerke bei den Punkten O, P und R in tenaillierter Form fallen als örtlich und befestigungstechnisch bedingte Verstärkungen in die Augen. Die beige-fügten Querschnitte von Wall und Graben in ungepflegter Form links und in wiederhergestellter und durch Abstich des Wallfußes verbesserter Gestalt rechts oben ergänzten instruktiv die Zeichnung, die mehr die Schwäche als den Wert der Festung schon für das Ende des 17. Jahrhunderts dartut.

Die Erwähnung des sogen. „finsteren Tores“, einer tunnelartigen Durchfahrt nach den Feldern durch den Wall der Nordseite im Zusammenhange mit einer Besichtigung durch den Kammerbaumeister Christoph Hackner im Nov. 1737 ist bereits geschehen. Die Mitteilung der Holzkonstruktion dieses Walltores ist für Rekonstruktionsfragen beachtenswert.

Landkreis Ohlau.

Obwohl in das Gebiet eine der ältesten schlesischen, wehrhaft angelegten Kastellaneien, das viel genannte und auch besuchte **Ritschen**, östlich von Linden gehört, ist doch das Quantum an erörterungsfähigen Objekten mit erhaltenen massiven Bestandteilen von Befestigungsmitteln auf ein Minimum gesunken. Herrensitze wie auch Kirchhöfe scheiden bis auf den Ruinenrest eines ehemals stolzen Schlosses aus, das einst großartig und mächtig im Rahmen der Wasserflächen des Oderstromes selbst stand.

Wie das starke und zeitweilig führende Ritschen ursprünglich vor einer Flußlaufregelung an dieser Stelle, auf der linken Oderseite lag und heute entfernt östlich vom Strome unter der Humusdecke des Waldes in seiner allein sichtbaren Erdumwallung noch unerforscht ruht, so ist auch die Inselburg Jeltsch durch eine im 18. Jahrhundert vorgenommene Begrä-digung des Flußlaufes auf das rechte Ufer der Oder abgedrängt worden, wenn deren Arm sie auch noch zum guten Teil umspült, und schlummert, wie jenes, zerborsten und verwahrlost unter Erde und undurchdringlichem Gestrüpp.

Die Beschränkung der Objekte erhöht sich durch die Auslösung des Städtchens **Wansen** aus dem Kreisgebiete, dessen erloschener Reichtum an Burgen in die wissenschaftliche Sphäre der schlesischen Vor- und Frühgeschichte entrückt ist.

Das Inselschloß Jeltsch.

Es gehört zu den geschichtlich ereignisreichen Punkten Schlesiens, mit

der besonderen Note, daß seine Schicksale in Wechselbeziehung zu den beiden benachbarten Städten Breslau und Ohlau stehen. Als Eigenheit verdient hervorgehoben zu werden, daß seine Entwicklung zu festungsartiger Stärke durch die Nähe der beiden Waffenplätze kein Hindernis fand. Die historische Bedeutung von Schloß Jeltsch mit dem gleichnamigen Dorfe hat P. Pfothenhauer 1891 in der Zeitschrift für Geschichte und Altertum Schlesiens veröffentlicht. Er weist nach, daß es „von der Mitte des 13. Jahrhunderts an wiederholt als Schauplatz von Ereignissen auftritt, die z. T. in die allgemeine Landesgeschichte eingegriffen haben, und . . . von meilenweiten Wäldern mit reichem Wildbestand umgrenzt lange Zeit hindurch den Piasten von Breslau, Brieg und Oels zu zeitweiligem Aufenthalt diente und seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auf die Gegenwart in den ausschließlichen Besitz einheimischer Geschlechter überging“. Auf die Rolle, welche die gotische Burg in den wechselvollen Kämpfen der Herzöge und Adligen spielte, gehe ich nicht ein. Als castrum wird es in geistlichen Urkunden 1375 und 1382 bezeichnet.

Bekannt ist auch heute der Name der Inselburg in Verbindung mit dem der Grafen von Saurma, deren Ahn, ein aus Franken eingewanderter Breslauer Bürger und Ratsherr mit dem Vornamen Konrad, die Herrschaft Jeltsch im Jahre 1508 käuflich erwarb. Die Geschichte dieses Geschlechtes unter Berücksichtigung der Gebäude des Stammsitzes hat der rührige und gründlich arbeitende Historiker Aug. Wentzel 1869 der Öffentlichkeit übergeben.

Eine mit der Jahreszahl 1518 versehene Sandsteinplatte über dem Portal der Hauptfront gab die Zeit des Umbaus der Burg zum modernisierten Schlosse an. Hans Lutsch sah diesen eine Schlüsselscharte verkleidenden Quader noch kurz vor 1889 bei der inventarisierenden Aufnahme des verbliebenen Häuserbestandes der Insel. Seitdem ist der datierte Stein wie die gesamte aus dem 17. Jahrhundert stammende Portaleinfassung herausgerissen worden sowie ein zweites damals vorhandenes Gebäude verschwunden.

Daß es sich bei diesem noch vorhandenen Reste eines Gebäudes um ein umgebautes, ältere gotische Abschnitte übernehmendes Wohnhaus handelt, wird bewiesen durch das an ihm verwendete Ziegelformat 28 : 12,5 : 9 cm in gotischem Verband und zwei Spitzbogeneingänge oder Fenster im Erdgeschoß an der Nordseite dieses durch Einwölbungen und Fensterdurchbrüche im 17. Jahrhundert nochmals modernisierten, auf Rechteckgrundriß von 12 : 17 m stehenden Hauses. Ein an die längere Westseite sich anlehnender, ebenfalls mit einer Halbzylindertonne überwölbter Anbau von 7 : 5 m scheint dem 19. Jahrhundert zu entstammen, da reichlich neues Ziegelmaterial in seinen Wänden steckt.

Daß es sich bei diesem Rest eines unterkellerten, mindestens zweistöckigen Hauses um einen bescheidenen Teil des ehemaligen Schlosses handelt,

ersehen wir aus dem abgebildeten Grundriß, den Val. von Säbisch nach dessen Brande von 1623 zeichnete und durch Einfügung eines Innenhofes und von Treppenaufgängen auf eine repräsentable Höhe bringen wollte. Was uns auf dem Entwurf begegnet, ist ein Vierflügelbau auf fast quadratischem Grundriß von 55 Ellen oder r. 31 m Seitenlänge. Das Eingangsportal befindet sich im Westen, fast in der Mittelachse des Gesamtkomplexes, im Zuge der Brücke.

Dieser mittlere, durch das Eingangstor gekennzeichnete Abschnitt zwischen dem Wendelturm und dem nördlichen Knick mit 26 Ellen oder 15m Breite und etwas geringerer Tiefe entspricht etwa dem eben erörterten noch stehenden Hausreste. Leider hat Säbisch die in der Zeichnung hinzugefügten Teile nicht durch besondere Färbung gekennzeichnet. Wir dürfen jedoch den durch den Eckturm betonten nördlichen Trakt, dessen Fluchten gotisch unregelmäßig sind, als Ergebnis des 14. und 15. Jahrhunderts betrachten, wogegen der Osttrakt vielleicht, der Südflügel bestimmter als neuzeitliche Zugabe anzusehen ist.

Das wesentliche Resultat der Planbetrachtung ist, daß wir im Geiste eine trotzige mittelalterliche Burg in erheblichen Ausmaßen erstehen sehen, deren Quader an der Nordwestecke als Wartturm hoch emporragt.

Die West-, Nord- und Ostwand stellen Teile des massiven Beringes dar, der im Süden gestört erscheint. Das Vielerlei der wehrhaften Ausstattung ist bis auf die erwähnte Schlüsselsscharte an dem Eingangsportal der Vernichtung anheimgefallen.

Aus dem Studium des abgebildeten Planes läßt sich eine Gewißheit, daß auch die gesamte Insel einen zweiten Mauergürtel am Rande trug, nicht gewinnen. Die feste Umgrenzung durch gerade Strecken in Form von Doppellinien könnte einen solchen äußeren Bering meinen. In einem noch anzuziehenden Bericht des 17. Jahrhunderts ist von der durch die Oder eingerissenen „Brustwehr“ die Rede. Bei der geringen Ausdehnung der Insel könnte die Massivausführung dieser Brustwehr gefolgert werden. Wenn diese Annahme zutrifft, deren Richtigkeit durch Grabung leicht zu prüfen ist, dann stellt sich die mittelalterliche Wasserfeste als höchst malerisches und starkes Bollwerk dar, dessen sorglos beschleunigten Untergang um so mehr zu beklagen ist.

Der Brand des Jahres 1623 hat einen großen Teil des Schlosses für immer vernichtet. Das erweist sich aus der nachher vorgenommenen Wiederherstellung in eben denselben Grenzen, in denen es im 19. Jahrhundert erhalten war. Die Restabschnitte samt dem Turme verfielen dem Abbruch. Für die Tatsache der so begrenzten Instandsetzung ist ein aktenmäßiger Beleg vom 23. 6. 1623 in Gestalt eines von der Brieger Regierung ausgestellten Paßbriefes zur Beschaffung von Bauholz im Breslauer Staatsarchiv (Rep. 21. III. 17 h) vorhanden). Die fortgesetzte Wohnbarmachung der Inselgebäude ist auch durch den Aufbau eines von Hans Lutsch noch

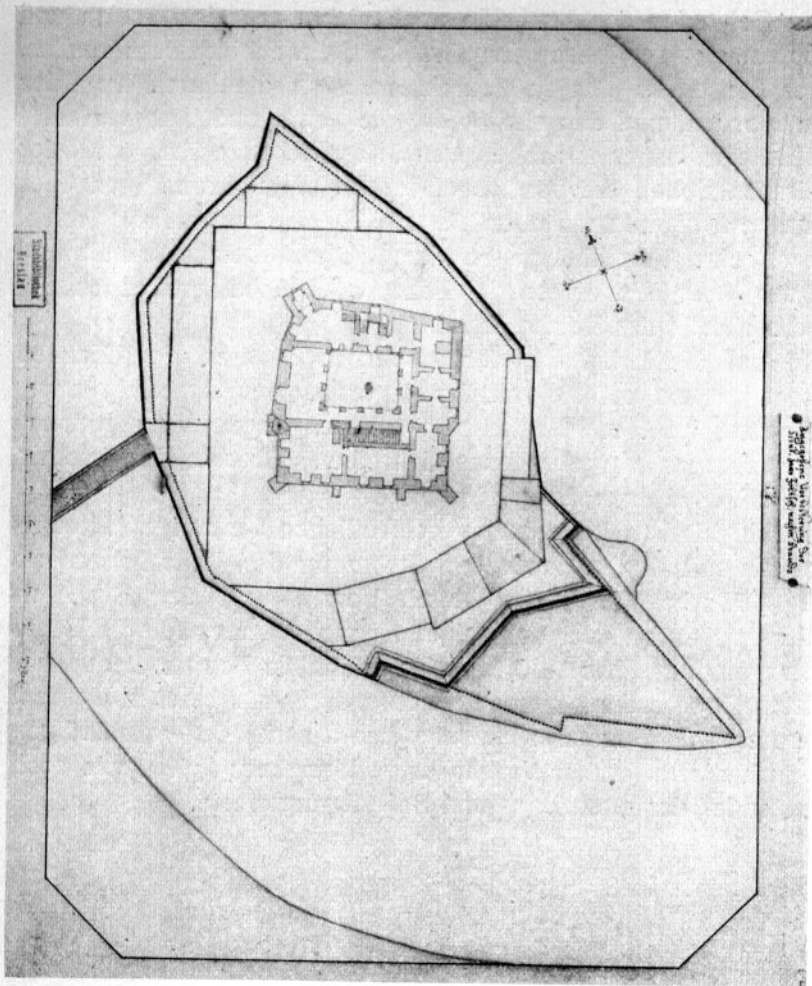


Abb. 26
Plan von Insel u. Schloß Jeltsch mit Entwurf zur Wiederherstellung und Ausbau von V. v. Säbisch a. d. J. 1623.

gesehenen und leider undeutlich geschilderten, jetzt ebenfalls verschwundenen neuen Hauses aus dem Jahre 1642 erwiesen. Daß die Herren von Jeltsch trotzdem es in der Folgezeit vorzogen, in dem nahe gelegenen, in der allerletzten Zeit vollständig umgebauten Schloß in Laskowitz (jetzt Markstädt) ihren ständigen Wohnsitz zu nehmen, mag mit der unbequemen und in mancher Hinsicht modernen Ansprüchen nicht mehr genügenden Lage der isolierten Insel zusammenhängen.

Die Zeit der Schwedenherrschaft in Ohlau bedeutet auch für Jeltsch seit 1642 eine Epoche feindlicher Besetzung und Zurüstung größeren Stiles zur Verteidigung. Einen bastionären Einschlag weist schon der Befestigungsentwurf von Säbisch auf. Hier ist es nur eine bescheidene Schanze im Süden der Insel. In dem schon angedeuteten Bericht vom 23. 6. 1655 (Staatsarchiv Rep. 13. VII. 18 e) spricht Graf Wolf Albrecht

außer von den Gebäuden der Insel, die noch nicht „repariert“ seien und von denen nur ein einziges, neben dem Brauhaus ein Schindeldach besitze, auch von ihrer Brustwehr „bis an gedachtes Haus“, die durch die Oder niedrigerissen worden, und den Pallisaden, die „umb und umb verfault“ seien. Weiterhin erwähnt er auch die „auswärtige Schanze über der Oder auf der polnischen Seite, die von der Oder an dem inwendigen Ufer großen Schaden erlitt“, und wo ebenfalls die „Pallisaden verfault“ seien. Wir erhalten so eine Vorstellung von der Art und Beschaffenheit und Ausdehnung der über die engere östliche Oderfläche/greifenden Befestigungen, die abseits des Dorfes lagen.

Daß der Graf auf die Erhaltung der modernen äußeren Fortifikation Wert legte, sagt uns ein auf die von der Regierung verlangte Abrüstung antwortendes, einst im Nachlaß des verstorbenen Ingenieurhauptmanns Christian Marienberger vorgefundenes Schreiben (Breslau Staatsarchiv Rep. 21. VII. 7 c Vol. 1) aus dem Jahre 1675.

Dem Reize der idyllischen Lage und geschichtlichen Vergangenheit entsprechend hat die mit der romantischen Strömung des 19. Jahrhunderts spekulierende gräfliche Verwaltung durch Verstärkung des Brauereibetriebes und sogar durch Erbauung eines Aussichtsturmes für die Gäste Rechnung getragen. Das Jahr 1816 kann ungefähr als Beginn dieser vergangenen letzten Epoche der erneuten Verlebendigung angesehen werden. Der Anfang unseres Jahrhunderts bedeutet den Eintritt der vollständigen Vernichtung auch dieses letzten Nachhalles verklungener Zeiten wie auch des realen Bestandes der alten Bau- und Befestigungswerte.

Kreis Strehlen.

In das Brieger Land gliedert sich das Strehlemer Gebiet als nicht schlechtester und im gesamtschlesischen Raume zu den landwirtschaftlich ertragreicheren gehörender Teil ein.

Wie im Breslauer Kreis der Zobten (Siling), so beherrscht hier der ebenfalls geschichte- und sagenreiche Rummelsberg mit den undeutlich gewordenen Resten einer einst mächtigen und mit ihren Anfängen in graue prähistorische Zeiten zurückreichenden Burg die von Hügeln, Schluchten und Wäldern anmutig und abwechslungs voll unterbrochene Ebene. Um diesen traditionsreichen erhabenen Mittelpunkt — wenn man von der Achtung gebietenden wehrhaften Kreisstadt an der Ohle absieht — legte sich ein Kranz reckenstolzer Schlösser, gebettet in schwer überschreitbaren Fluß- und Sumpfniederungen. Andere Landherren hatten sich in den zahllosen Schleifen der den Westteil durchfließenden Ohle eingenistet. Ein der Natur freigebig gespendeter und im Weichbild der Stadt heut in größtem Umfange gebrochener wetterfester Baustein gestattete frühzeitig die Auswechslung der Holzwände in Granitmauern, so daß sich eigenartige architektonische Formen bilden konnten und dem heimischen Gestaltungswillen die Eigenart einer Sonderentwicklung beschieden, die der Backsteinarchitektur der beiden Oderstadtgebiete fast schroff gegenübersteht. Das trifft auch auf die südlich und westlich gelegenen Ortschaften zu, die seit 1932 aus den Kreisen Münsterberg und Nimptsch ausgelöst wurden, in vermindertem Maße ebenfalls auf das einst bischöfliche Land Wansen, das bis dahin dem Kreise Ohlau angehört hatte.

Durch die genannten Einverleibungen in den Strehlemer Kreis ist eine Verschiebung im Schwergewicht der wehrhaften Ausdruckskräfte in den einzelnen Teilen des zusammengeschweißten Landkomplexes nicht eingetreten. Eine willkommene Bereicherung in Hinsicht auf eine gesteigerte fortifikatorische Ausgestaltung einer zunächst gotischen Wehranlage ist in der Gewinnung des Schlosses Schönjohnsdorf aus dem Münsterberger Bezirk zu erblicken. Was der Kreisstadt an Befestigungsfortschritten des 16. und 17. Jahrhunderts abgeht, erfüllt sich hier an dem entlegenen geringeren Objekt zwar in bescheidenem Umfange, doch in urwüchsiger Verbundenheit mit trutzhaften Kräften herrischer Geschlechter, die sich in diesem Zusammenhange einer rühmenden Erwähnung wert erweisen

Stadt Strehlen.

Bei Nennung ihres Namens verbindet sich in der Vorstellung des Kenners von Stadt und Landschaft der Hall dumpfer Sprengungsgeräusche aus den Steinbrüchen mit dem Bilde granitener Mauern und Häuser. Das architektonische Gepräge der mittelalterlichen Stadt Strehlen mit seinen Bruchsteinwänden rechtfertigt die Realität dieser Vorstellung, soweit der eigen-

artige spröde Baustoff nicht durch fehl gemeinten Verputz in der Neuzeit in seiner Besonderheit der kristallinisch durchsetzten Oberfläche beeinträchtigt wird. In unseren Tagen behauptet sich das Material sichtbar nur noch in Umfriedungen der Höfe und Gärten, zum Schaden einer anzustrebenden einheitlichen Gesamtwirkung von Baustoff und Land.

Die Unvergänglichkeit dieses famosen Baumaterials würde eine Ewigkeitsdauer der schützenden Stadtmauern und Türme gewährleistet haben, wenn nicht Unverstand und Wollen pazifistischer Zeiten und schwächerer Geschlechter ihren Ruin mit Gewalt angestrebt hätten. Bis in die letzten Jahrzehnte ist ein Stück nach dem anderen von der stolzen, unter schweren Opfern der Bürgerschaft errichteten Umwehrgung zertrümmert und niedergelegt worden. So hat sich die zu einer gewissen Isoliertheit in verkehrstechnischer Hinsicht verdammte Gemeinde selbst des Besten beraubt, das sie des Besuches Schönheit suchender Fremder werter gemacht haben würde.

Es ist mehr Zufall als bewußte Stadtpolitik des 19. Jahrhunderts gewesen, daß ein Abschnitt der Wehrmauer in ganzer vertikaler Ausdehnung und ein Eckturm davon sich in die Gegenwart herübergerettet haben. Daß sogar ein bisher problematischer, unsicher als Befestigungsbau erkannter Turm aus der Kindeszeit der Stadt als auch wissenschaftlich wichtiges Kleinod verblieben ist, verdankt er seiner noch im frühen Mittelalter vorgenommenen Ausnutzung und Verwendung als Glockenturm einer Kirche, die auf dem Gelände der erweiterten Stadt erstand.

Die Geschichte von Strehlen schwimmt rückwärts gesehen in ein noch nicht vollständig geklärtes Anfangsstadium, das in dem reifen Grundriß einer künstlich und verständig angelegten Stadt nicht mehr vorhanden ist. Der aus dem Willen eines Kolonisators erwachsene Plan, der einer Neugründung gleichzusetzen ist, weist der Entstehung und Form nach in das Zeitalter schöpferischen Siedlungs- und Gestaltungsdranges in der Ära nach dem alles vernichtenden Mongolenanstorm des Jahres 1241.

Mit der Frage einer Verquickung der neuen Grundrißbildung mit Elementen einer vorangehenden dörflichen Besiedlung haben sich die Ortschronisten F. X. G. Görlich 1853, E. A. Schimmelpfennig 1878 und Drescher 1910 abgegeben. Die erzielten Ergebnisse stehen auf schwachen Füßen, denn sie entbehren der Beweiskraft sicherer Aussagen aus Befunden durchdringbarer Planungsvorgänge und nicht zuletzt einer noch nachzuholenden Spatenforschung.

Die Ergänzung der ortsgeschichtlichen Darstellungen des 19. Jahrhunderts wird in neuester Zeit durch die von Mittelschulrektor Erwin Günther geleiteten Heimatblätter und Heimatbücher seit 1924 vorgenommen. Mit wärmstem Interesse und beharrlichem Eifer verfolgt dieser Autor und Herausgeber, ein Bruder des in Brieg in gleicher Richtung tätigen Studienrates Ernst G., alle Erscheinungen des historisch kulturellen Eigenlebens der Heimat und tritt zielbewußt auch für die Erhaltung der letzten Reste wehrhafter Baudenkmäler der Stadt im besonderen ein. Ihm und auch dem Stadtbaumeister Alfred Born verdanke ich wichtige Hinweise wie auch die Benutzung einiger älterer Stadtpläne, die allerdings nicht über das Jahr 1822 hinausgehen, sowie

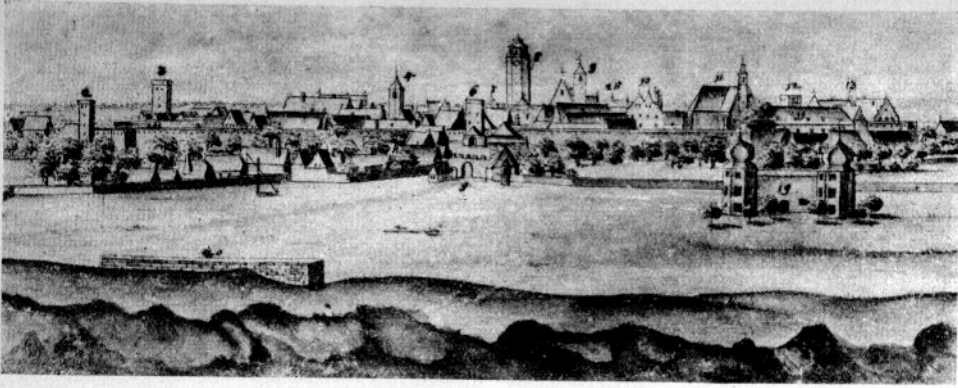


Abb. 27. Strehlen von Süden, von Ingenieur Joseph Haas 1713 gezeichnet. Vorn das Wassertor (6), davor das sogen. Kaffentor.

eine wesentliche Erleichterung beim Aufsuchen der versteckten Wehrbaureste und ihrer Spuren.

Eine fachmännisch geleitete umfassende Darstellung der Strehleiner Stadtentwicklung und seines Wehrsystems fehlte bisher. Das Inventarisationswerk von Hans Lutsch aus dem Jahre 1889 versagt ziemlich vollständig in den fundamentalsten Fragen. Selbst eine Berücksichtigung der erhaltenen, in Konstruktion und Gestaltung eigenartigen Stadtmauer ist dort ausgeblieben. Auch die Chronisten des 19. Jahrhunderts schweigen sich merkwürdigerweise über die Befestigungsformen vollständig aus, obwohl ihnen noch damals beträchtlichere Teile davon vor Augen standen.

Für die Rekonstruktion sind außer den Stadtplänen, darunter der älteste von F. B. Werner aus der Zeit um 1750 aus dem 7. Bande seiner Topographie in der Breslauer Stadtbibliothek, auch dessen Ansichtszeichnungen verfügbar. Eine gute Ergänzung in präziser Auffassung ist die Stadtansicht von Jos. Haas aus dem Jahre 1713, die bereits im Strehleiner Heimatbuch von 1927 reproduziert ist und sich wie ein Gesamtplan von 1849 und eine Teilaufnahme P. G. Pläschkes aus dem Jahre 1822 mit genauer Einzeichnung der Breslauer Toranlage in dem von Erwin Günther geleiteten Strehleiner Heimatmuseum befindet.

Der Altstadt kern.

Wie Breslau, Brieg, Ohlau und Neumarkt besitzt auch Strehlen eine Entwicklung seines unter der späteren Begrenzung durch Mauer und Graben bekannten Altstadtgebietes aus einem geringeren Umfang. Für die Erkenntnis dieser Entwicklungsstufen stehen gewichtige Argumente aus dem Stadtgrundriß und aus den Aussagen gebauter Denkmäler zur Verfügung. Es mag kurz vorweggenommen werden, daß für das älteste Stadium von dem späteren Altstadtgebiete Abstriche gemacht werden dürfen. Fassen wir zunächst die Ostseite ins Auge!

1. Der Grundriß weist in dem an der Ostseite verlaufenden, die zwei Kirchen beherbergenden Streifen zu allen Zeiten eine von der regelmäßigen Blockeinteilung des um den rechteckigen Marktplatz liegenden Gebietes aufgelockerte, von der Strenge der üblichen und auch dort vor-

handenen kolonialen Stadtgeländeplanung weit entfernte Bebauung auf. Auch die hier liegenden Straßenabschnitte sind erheblich breiter, also neueren Ursprunges. Die zwei Kirchen mit ihren Friedhöfen bilden auf diesem Erweiterungsgelände in gewissem Sinne Mittelpunkte, um die sich zunächst nur Pfarrgebäude und Schule nebst Bedientenwohnungen gruppierten. Als dritten Mittelpunkt oder als dritte Zelle dieses Oststreifens beobachten wir noch das „Alte Schloß“, das auf der ältesten Stadtansicht von Haas wie auf F. B. Werners Grundriß und Schaubild zum Vorschein kommt. X

2. Die im Zuge der Kleinen Kirchgasse hier liegende Gotthardkirche lehnt sich mit ihrem ersterbauten Nordschiff an einen massiven Rundturm an, der den ausgesprochenen Charakter eines Wehrturmes besitzt und infolge gewisser Erscheinungsformen, die weiterhin noch untersucht und geschildert werden, in seinem Unterbau als ältestes Monument der Stadt angesprochen werden darf. Als Wehrturm- und Teil eines Wehrsystems ist er aber nur in unmittelbarer Verbindung mit einer befestigten Stadtumgrenzung oder Stadtmauer denkbar. Die Linie dieser durch den Turm führenden bzw. ihn beiderseits anfallenden Befestigungswand im Osten der Stadt wird als Parallele zu dem in meinem Entwicklungsgrundriß gekennzeichneten ersten Ortsumfange erkennbar. Mithin ist also eine Umwandlung des ursprünglichen Vorfeldes des östlichen städtischen Beringteiles bzw. des dem Burgherren gehörenden Gebietes zu einem Abschnitt des Stadtgeländes festgestellt. Der Charakter des zugeschlagenen Stadtgebietes wird durch die bis ins 19. Jahrhundert fortgeführte Bezeichnung von dort erbauten Burglehenshäusern sichergestellt.

Auch der den Süden säumende Streifen mit dem Klostergebäude im westlichen Ausläufer gehört in den nachträglich angesetzten Teil des Stadtgrundrisses. Wir haben hier das engere Gelände der Burg der Grafen von Strelin vor uns, die in zunächst gerundeter, später straffer durch die Stadtmauerführung in dreieckiger Ausweitung des Streifens bis zum Übergang über die Ohle und weiterhin östlich lag und die benachbarte wichtige Mühle in ihren Schutzbereich einschloß. X

Die Zeitlage der ersten Stadterweiterung und der Einverleibung burgherrlichen Gebietes ist in Verbindung mit Datierungen der Kirchengründungen und Bauten bestimmbar. In der Auslegung der urkundlichen Nachrichten darf man sich nicht an die bisherigen Auffassungsäußerungen der Ortschronisten gebunden fühlen. Die Hauptvertreter der Ortsgeschichtsschreibung, F. X. Görlich und E. A. Schimmelpfennig, beide ohne Ahnung von dem Stadterweiterungsprozeß, gehen in ihren an und für sich abwegigen Ansichten über die Entstehung der Strehleiner Kirchen auseinander. Görlich sagt Seite 4: Graf Boguslaus von Strelin . . . baute für seine Untertanen eine Kirche, welche Bischof Thomas, als er 1264 sie dotiert, d. h. ihr die nötigen Einkünfte anwies, ausdrücklich der „alten Pfarr-

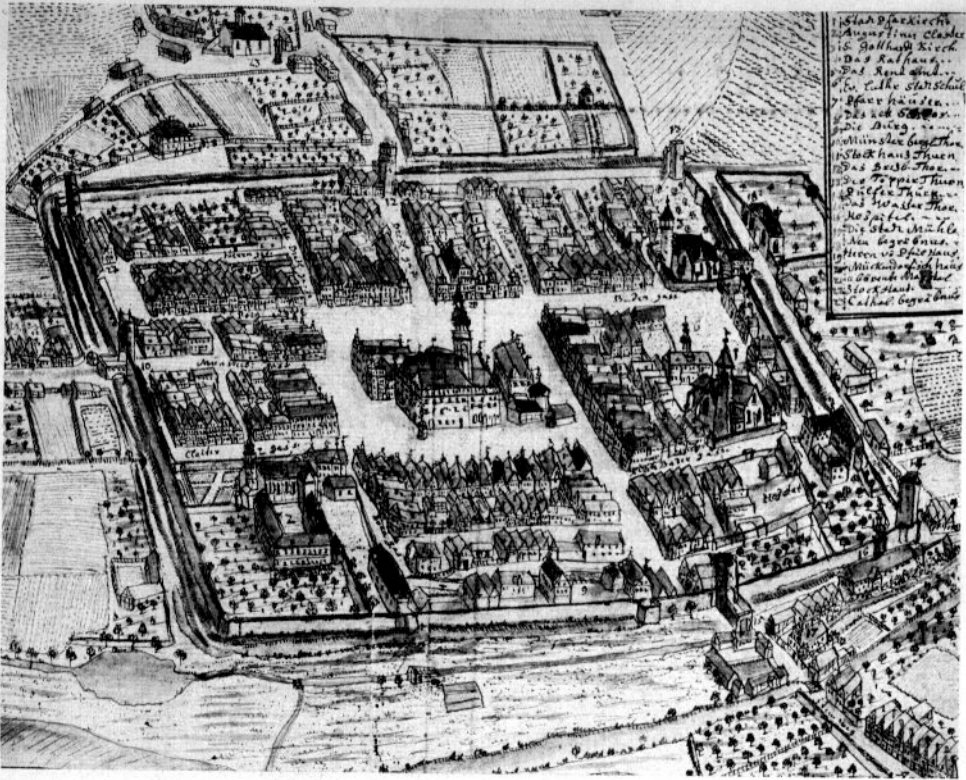


Abb. 28. Strehlen von Süden aus von F. B. Werner um 1750.

kirche“ zur Seite setzte. Diese „alte Kirche“ ist für Görlich „ohne Zweifel die Kirche in der Altstadt“, d. h. in dem bei Strehlen gelegenen so genannten Dorfe. Schimmelpfennig verfiel 1878 im 12. Bande der schlesischen Geschichtszeitschrift wie gleichzeitig in seinem Büchlein „Strehlen und der Rummelsberg“ den Gedanken, daß die „neue Kirche“ die frisch gegründete in „Steinkirche“ sei. Beiden Meinungsäußerungen ist die Aussage des Stadtgrundrisses entgegenzuhalten, welche lautet: Die alte Kirche ist die erste Kirche der neu angelegten Stadt auf dem ihr mit Friedhof zugewiesenen Platze, und das ist der Fleck, der 1295 zur Klostergründung den Klarissinnen gegeben wurde. Eine andere Örtlichkeit innerhalb der ersten Stadtgrenze für die Erstellung der ersten Pfarrkirche ist uns nicht bekannt, auch nicht aus dem Stadtgrundriß, so daß wir uns eben an den im Planschema einer Kolonialstadt einzig möglichen Block an der Marktecke vom städtebaulichen Standpunkt aus halten müssen. Die neue Kirche ist natürlich dann die heutige evangelische Pfarrkirche, die Michaelskirche, deren Gründungsjahr 1264 durch diese Neuordnung dokumentiert wird.

Daß die neue Pfarrkirche der Stadt schon außerhalb der ersten Befestigung

auf der Ostseite zu stehen kam, ist nicht unbedingt notwendig, da wir hier deren Führung nicht genau wissen. Für den bescheidenen Bau der neuen Pfarrkirche, von welchem Reste auf uns nicht überkommen sind, war schließlich noch innerhalb der ersten Befestigungslinie Platz genug, insbesondere wenn wir diese südlich des Rundturmes in gerader, nicht in abweichend schräger Fortsetzung des nördlichen Abschnittes annehmen, wie ich es in meiner Grundrißentwicklung zum Ausdruck gebracht habe, und wenn wir mit gutem Grund zugeben, daß der westlich benachbarte Häuserblock ursprünglich kleiner im Umfang war.

Eine zweite Urkunde aus dem Jahre 1300 beschäftigt sich mit der ausdrücklich genannten Gotthardkirche, die von Görlich und Drescher gemäß ihrer Interpretierung als damals schon längere Zeit bestehend und für bau-fällig gehalten wird. Der bischöfliche Aufruf zu Spenden für diese Kirche wird von Drescher richtig als Ruf an die Gläubigen zu ihrem Ausbau und ihrer Ausstattung aufgefaßt. Durch diese Urkunde kommen wir an die Bauzeit der Kirche, die kurz vor 1300 liegen muß, und, was stadtgeschichtlich noch wichtiger ist, an die Tatsache heran, daß eben um diese Zeit, sagen wir aus einem noch zu erörternden Grunde um 1290, die Schranken der Stadt nach Osten überschritten und die Bebauungsgrenze wie auch die Befestigungslinie nach Osten um etwa 70 Meter verschoben wurden. Der Zeitpunkt der Stadterweiterung wird durch ein anderes Dokument, durch die erste die Stadt direkt betreffende Urkunde vom 30. November 1292 nach der einen Seite hin näher begrenzt. Herzog Bolko I. umschreibt darin die Rechte und Pflichten des Vogtes novellae civitatis. Die von den publizierenden Interpreten dieser ältesten Strehleiner Stadturkunde vorgenommene Übersetzung des Ausdruckes novellae mit „sehr jung“ ist deshalb verfehlt, weil novus in erster Linie neu heißt und nicht jung. Novella civitas ist natürlich der aus der Erweiterung stammende neue Stadtteil. Dieser meiner Auffassung ist Erwin Günther als erster schon näher gekommen, indem er im Heimatbuch von 1925 die Neuordnung von 1292 auf einen hinzukommenden Stadtteil bezieht, für den er das Alt-Preborner Gebiet namhaft macht.

Einen weiteren Schritt in der Bebauung des Stadtgeländes in vergrößerter Fassung stellen die 1295 vorgenommene Übereignung des ersten Pfarrkirchengeländes an die Klarissinnen zum Aufbau eines Klosters und die noch zurückhaltende Abgabe von Grundstücken an Bürger im östlich angefügten Streifen dar. X

Das ausschlaggebende Moment für die richtige Auslegung von Stadturkunden liegt in der Beweiskraft der durchsichtigen Planungsvorgänge, deren Erkenntnis den ersten Interpreten versagt war. Die Umlegung der Stadtkirchengründungen reinigt die Atmosphäre der Zweifel und schafft reale Grundlagen für die Erörterung der Stadtentstehung, die auch für die Befestigungsvorgänge neue Voraussetzungen in die Schale legen.

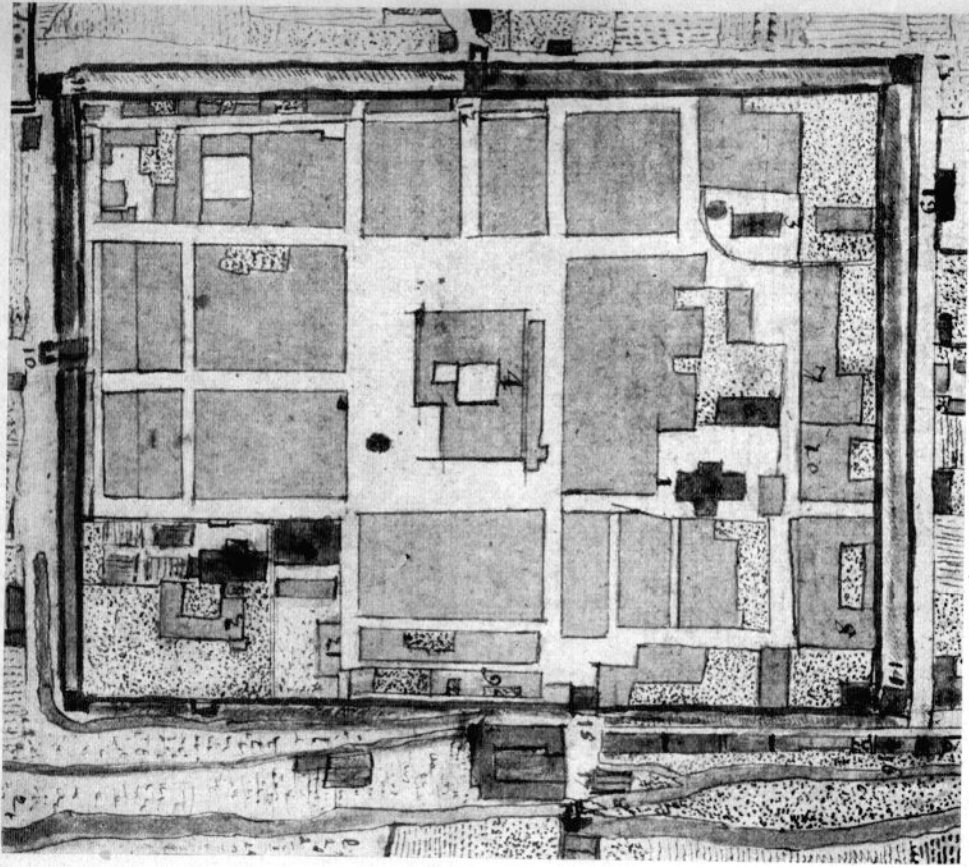


Abb. 29. Grundriß der Stadt Strehlen von F. B. Werner.

Erste massive Stadtbefestigung.

Angesichts des mengenmäßig unbeschränkt zur Verfügung stehenden Baustoffes des seit grauen Zeiten hier reichlich verwendeten Granits aus den unmittelbar neben der Stadt gelegenen Steinbrüchen mußte die Wahl schon für das erste Stadium der Umwehrung von vornherein auf das harte und unvergängliche Material fallen. Die Entscheidung dafür oder für die im Flachland übliche Verwendung von Holzplanken hing unter Umständen von dem Faktor Zeit ab. Ein Anhalt dafür, daß die erste Befestigungsausführung neben dem als selbstverständlich vorauszusetzenden Graben Erdwall und Holz oder den Stein gewählt habe, ist zunächst nicht vorhanden. Es liegt auch die Möglichkeit vor, daß beide Baustoffe berücksichtigt wurden. Denn eins ist sicher, daß Stadtmauertürme bereits bald nach der Stadtgründung von Stein gebaut wurden, wofür der an der Gotthardkirche stehende Rundturm Beweis ist.

Wir sahen bereits, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts die Ostgrenze der jungen Stadt hinausgeschoben wurde. Die Stellung des Rundturmes im Verhältnis zu dieser neuen dauernden Befestigungslinie an der Ostseite ist einer gründlichen Wandlung verfallen, denn er steht jetzt in einer Entfernung von 70 m von ihr und hat infolgedessen die unmittelbare Beziehung zum neuen Verteidigungssystem eingebüßt.

Es bleibt die Frage offen, ob dieser Rundturm, an welchen kurz vor 1300 das nördliche Kirchenschiff angebaut wurde, ein Torturm an einer nach Osten führenden Ausfallstraße war. Denn andererseits würde seine Identifizierung als Mauerturm die Gewißheit der Annahme einer durchgängig massiven Stadtbefestigung vergrößern. Seine Stellung im Zuge der Kleinen Kirchstraße spricht allerdings für seine Geltung als Torturm an einer später kassierten Straße, die heute nur noch weit außerhalb der Stadt als mittelbare Fortsetzung in Richtung Wansen erkannt werden kann. Für den Charakter der Kleinen Kirchstraße als einer ursprünglichen Ausfallstraße findet sich auch die Erscheinung, daß sie sich nach dem neben dem Turm zu denkenden Tore hin verbreitert.

Von dieser ersten Stadtbefestigung ist außer dem Rundturm nichts erhalten. Das ist leicht erklärbar. Denn die Stärke der Turmwand mit rund einem Meter beweist, daß auch die gesamte Befestigung, wenn sie massiv war, einschließlich der anderen Türme eine Wand von höchstens einem Meter besaß. Die Ansprüche der Befestigungstechnik seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts verlangten aber erheblich stärkere Mauern, auch angesichts der Notwendigkeit der Herstellung eines massiven dauerhaften Wehrganges.

Daher bei der Erneuerung und Modernisierung des Stadtberinges die erste Befestigungswand, vorausgesetzt, daß sie massiv war, dem Abbruch verfiel. War sie nicht massiv, dann traf dieses Schicksal nur die Tortürme.

Diese früheste Befestigungslinie im Osten habe ich in meine abgebildete Grundrißentwicklung eingetragen. Im Abschnitt südlich des Rundturmes schwanke ich, ob ich die Fortsetzung in derselben Flucht oder in einer Abweichung nach Südwesten wählen soll. Die Gerade würde der Entwicklung der Michaeliskirche mehr Spielraum geben, die abweichende Schräge findet in der Planung durch die Entstehung der bei den Hausnummern 11 und 12 schräg verlaufenden Rittergasse mehr Begründung.

Auf der Südseite, wo trotz der vorgelagerten schützenden Burg die städtische Wehranlage nach üblicher, allgemein zu beobachtender Handhabung nicht fehlen durfte, solange die Burg nicht in den Bering der Stadt eingegliedert war, ist die fortlaufende Befestigung gleichfalls anzusetzen. Hier ist zunächst im Westen das Gebiet des seit 1295 erstehenden Klostergebäudes vom Altstadtkern abzuziehen. Die erste Pfarrkirche hat ihr beschränkteres Gelände nach Norden (Klosterstraße) und Westen hin

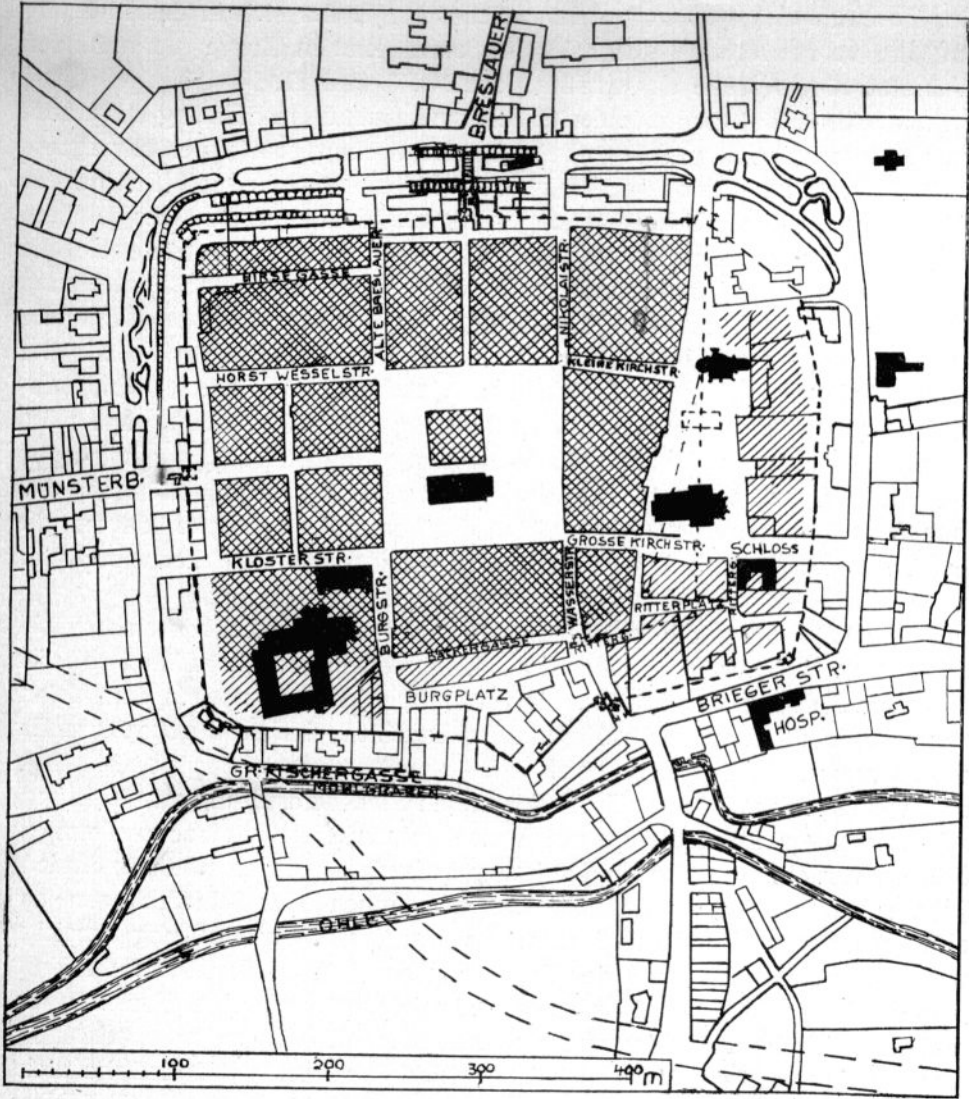


Abb. 30. Grundrißentwicklung von Strehlen.

gehabt, sie lag im Winkel des ersten Altstadtberinges. Auch der schmale, ostwärts sich hinziehende Wohnhausblock südlich der heutigen Bäckerstraße ist abzutrennen. Diese Gasse zeichnet sich im Stadtgrundriß deutlich als ehemalige Mauer- und Rundenstraße ab und gibt den Richtungsverlauf und die Lage des ersten Befestigungsgürtels in dieser Gegend und für den Südabschnitt an. Der Block südlich der Bäckergasse und die Dreiflügelanlage des Klosters stehen ungefähr auf dem Gelände des ersten Stadtgrabens.

Der Torturm dieses südlichen Beringteiles lag in der sich in der Richtung auf ihn verbreiternden und hier in einer kurzen Kurve verlaufenden Wasserstraße in Höhe der Grundstücke Nr. 3 und 11.

An der West- und Nordseite deckt sich anscheinend die Führung des ersten Beringes mit derjenigen des zweiten. Das Vorhandensein der Hirsegasse im Nordwestwinkel der Stadt ist zwar auffällig, als wenn auch hier auf der Nordseite eine kleine Verschiebung nach auswärts beim Bau der jetzigen Stadtmauer vorgenommen worden wäre. In diesem Falle hätte sie die Funktion der Wall- und Rundengasse erfüllt und hätte eine Fortsetzung nach Osten haben müssen, die infolge der vorgenommenen Bebauung verloren gegangen sein könnte. Auch auf der Westseite stoßen wir auf die Erscheinung, daß dort die Wallgasse (jetzige Lazarettstraße) verhältnismäßig breit ist und Raum zur Unterbringung einer Häuserzeile ohne Höfe geboten hat. Die auffallende Breitenbildung ist erklärbar, sie kann von der Maßnahme bei Erstellung der späteren Stadtmauer abhängen, daß man in einem geringen Abstand im Graben oder jenseits davon die letztere zu bauen anfang und die erste Befestigung inzwischen als Schutz stehen ließ.

Der um 1250 erbaute **Rundturm** an der Gotthardkirche hat sich glücklicherweise als Bestandteil eines die Jahrhunderte überdauernden Gebäudes in unsere Zeit hinübergerettet. Er verdankt sein Fortbestehen dem daher uns sehr lieben, kurz vor 1300 gefaßten Beschluß, ihn als Glockenturm für die zu erbauende Kirche zu benutzen.

Daß wir es hier mit einem Turm der ersten Stadtbefestigung zu tun haben, lehrt einmal seine Besetzung mit Konsolsteinen, die nicht anders denn als Stützen für einen hölzernen Laufgang aufgefäßt werden können. Andere äußere Merkmale eines Trutzobjektes wie Zinnen oder Schießscharten am einstigen oberen Rande sind schon bei der ersten Aufstockung beseitigt worden. Seine Stellung an der Peripherie des älteren Stadtkernes und in der Flucht der Kleinen Kirchgasse beweist seine einstige Funktion im ersten städtischen Siedlungsgebiete. X

Der Durchmesser des Turmes beträgt rund 9 m, seine Wandstärke nicht ganz einen Meter, im feldseitigen Teile aber 0,15 bis 0,20 m mehr. Diese Verstärkung auf der Außenseite kann ebenfalls als Erhärtung der Behauptung seines Wehrcharakters angesehen werden.

Die Festlegung der ursprünglichen Turmhöhe bedarf einschlägiger Erwägungen. Von vornherein kann eine Erhöhung des umliegenden Geländes angenommen werden. Ein Mauersockel ist nicht sichtbar. Bei Ausführung der mittelalterlichen Gebäude in Granitbruchstein ist die Vornahme einer Aufmauerung eines stärkeren, außen vorkragenden Sockels in Frage gestellt. Das 1300 angebaute nördliche Kirchenschiff läßt keinen Sockel sichtbar werden, doch kann dieser in der Erde stecken. Dagegen steht das wohl in das 15. Jahrhundert zu verlegende zweite Kirchenschiff auf einem



Abb. 31. Der Turm der Gotthardkirche, ein Rest des ersten Befestigungsgürtels.
Aufnahme von Pförtner in Strehlen.

Sockel, der jetzt eine Höhe von 0,20 bis 0,60 m besitzt und ehemals etwa einen Meter höher war. Demnach hat sich das umliegende Gelände seit dem 15. Jahrhundert um einen Meter erhöht, beim Turm dürfen wir gewiß noch einen halben Meter dazurechnen. Die Kragsteine stehen heute 3,70 m über dem Erdboden. Zählen wir $1\frac{1}{2}$ m Geländeerhöhung dazu, dann erhalten wir für den unteren Turmabschnitt bis zu den Konsolen das Mindestmaß von etwa 5,20 Metern.

Über den Kragsteinen ist noch ein zur ersten Turmausführung gehörender Teil von etwa 2 m Höhe zu beobachten. Er unterscheidet sich von dem aufgestockten Abschnitt deutlich durch ein sorgfältiger behauenes, durchweg plattenförmiges Material. Auf diesem Zylinder saßen die Zinnen, so daß wir endlich die anfängliche Gesamthöhe von rund 7 Metern erlangt haben. Ein nicht allzu hohes Kegeldach krönte den massigen Baukörper. Die an der Stirnfläche nach unten im Viertelkreis gerundeten Konsolsteine reihen sich auf der Stadtseite mit Abständen von etwa 3 m und ragen 0,24 m aus der Wand hervor, sind 0,16 m breit und 0,24 m hoch und besitzen einen Ausschnitt in liegender Rechteckform von 0,08 : 0,13 m. In dieser hakenförmigen Gestalt müssen sie die hineingestellten und vor dem Ausgleiten nach vorn geschützten Klappstiele eines hölzernen Gerüsts aufgenommen haben, das als etwa ein Meter breiter Umlauf in Vieleckform die Stadtseite des Turmes umgab und den Zugang beiderseitig zu den Wehrgängen der Stadtmauer vermittelte. Die drei in dieser Höhe befindlichen Spitzbogenöffnungen sind entweder ursprünglich Eingänge gewesen und dann später in Schießschartenform mit Engen in der Mittelebene umgebaute oder von Anfang an als solche angelegt worden. Die anderen Schlitze im Turm sind keine Schießscharten, sondern Aussparungen für die Belichtung des Inneren mit dessen einstigen hölzernen Treppen oder Leitern.

Die Existenz dieses Umlaufes setzt das Vorhandensein einer massiven Stadtmauer, wenigstens auf der Ostseite, mit einer gewissen Sicherheit voraus. Die Ausgestaltung des Wehrganges auf der in Meterdicke vorzustellenden Stadtmauer ergäbe sich aus der Form des Turmumlaufes in Holzkonstruktion mit ebensolchen Hakenkonsolen als Auflager für die Klappstiele.

Wie die Beobachtung unseres Mauerwerkes zeigt, besteht dieses über diesem ersten Turmabschnitt aus gröber und sorgloser zugehauenen Steinen verschiedener Größe und wechselnden Formates. Demnach ist der Turm nach seiner Indienststellung für das Kirchengebäude, unter Fortsetzung der Zylinderform erhöht worden. Was die Gestaltung des ersten angefügten Kirchenschiffes betrifft, so ist zu beachten, daß dieses erheblich niedriger war und eine wagerechte Balkendecke hatte. Daraus bestimmt sich die Höhe der ersten Aufstockung des Turmes. Erst in einem zweiten Kirchenbaustadium folgte das südliche Kirchenschiff und die Einwölbung des Gesamttraumes mit tief gekehlten und vorn gefasten Sandsteinrippen des beginnenden 15. Jahrhunderts.

Mit der Erhöhung des Kirchenraumes durch die Spitzbogengewölbe stellte sich die Forderung nach einer entsprechenden abermaligen Vergrößerung des Turmes ein. Als Abschluß entstand das 4 bis 5 m hohe Glockengeschoß, das mit nur 0,40 m starken Wänden eine Versteifung der Innenseite durch je einen schwachen Strebepfeiler an den Ecken erhalten

hat. Nach einer mit Eselsrückenbogen überwölbten Schalllucke müßte, wenn sie echt ist, die letzte Aufstockung um 1470 vorgenommen worden sein. Ob die Schlüsselscharten oben an den Ecken zum Aufbau dazugehören, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden, da dieser krönende Turmabschnitt öfteren Instandsetzungen bis in die letzte Zeit ausgesetzt war. Im Glockengeschloß lassen sich Vorrichtungen für einen inneren notwendigen Wehrgang mit Standflächen für Schützen nicht feststellen, so daß der Zweifel an der Echtheit dieser Schießscharten berechtigt sein dürfte.

Zu beachten ist auch noch, daß die jetzige Eingangstür auf der Nordseite mit Halbkreisbogen und gefasten Gewändekanten sowie das Rechteckfenster auf der Westseite dem 16. und 17. Jahrhundert entstammen.

Die jetzige Stadtmauer mit ihren Toren

schließt in ihrem erweiterten Umfange auf der Ostseite das Gelände der beiden Kirchen nebst der zwischen ihnen im 16. Jahrhundert erstellten Schule sowie des südlich davon hinverlegten Schloßgrundstückes und auf der Südseite den seit 1295 errichteten Klosterhof sowie das Gebiet der im 16. Jahrhunderts aufgegebenen Burg ein.

Die Form der Linienführung ist fast die eines Quadrates. Die abgebildete primitive Grundrißaufnahme des Architekturzeichners F. B. W e r n e r aus der Zeit um 1750 bietet ein Rechteck. In Wirklichkeit kommt die geometrische Figur dem Quadrat im großen und ganzen ziemlich nahe. Die West- und Nordfront sind gerade Linien, an der Ostseite sind im Nordabschnitt zwei Abweichungen von der Geraden festzustellen. Der nördlichere Knick ist stärker. Die Südfront leistet sich eine in Dreiecksform gehaltene Ausbiegung für das Gelände der eigentlichen Burg.

Die Entstehung dieser das zugeschlagene Gebiet einschließenden Stadtbefestigung geschah in Etappen, die aus dem Bruchsteinmauerwerk nicht ablesbar sind. Nach dem Beispiel anderer Stadtmauererrichtungen muß auch hier mit einer allmählichen Entwicklung bis zu dem in einzelnen Teilen noch sichtbaren Zustand angenommen werden. Die mit 1,50 m Dicke bemessene Mauer nebst massivem Wehrgang ist eher ein Produkt des späteren 14. oder beginnenden 15. als des endenden 13. Jahrhunderts. Der Vorgang ist wahrscheinlich der, daß die ältere schwächere Mauer — wenn, wie gesagt, eine solche bestand — in Abschnitten durch die vollkommeneren und stabileren neue ersetzt wurde. Der Verzicht auf einen im Zustand einer geringeren Dicke notwendigen hölzernen und darum vergänglicheren Wehrgang entspricht praktischer Erwägung und verständlicher Berechnung.

Ein bestimmter Zeitpunkt für die Erstellung der Stadtmauer nach urkundlichen Zeugnissen oder eigener Beurteilung ist von den Ortschronisten bisher nicht genannt worden. Görlich, Schimmelpfennig und Drescher schweigen sich über ihr Alter, ihre Form und überhaupt über ihre Existenz

aus, als wenn sie zu ihrer Zeit garnicht mehr vorhanden gewesen wäre. Was davon noch heute steht, ist wenig aber doch noch hinreichend, um eine präzise Vorstellung zu vermitteln.

Der best erhaltene Abschnitt gehört der Nordwestecke an und liegt mit der Innenseite den anstoßenden Grundstücken der Hirsegasse zugekehrt. Er besitzt auch zum größten Teil den hochinteressanten Wehrgang. Die zugehörige Brustwehr ist aber im dortigen Abschnitt nur noch im Grundstück Hirsegasse Nr 17 verschont geblieben. Ihre Erhaltung mag sie dem Umstand verdanken, daß ein zweigeschossiges Gebäude an sie angelehnt stand; denn 1647 am Tage Bartholomäi wurde von den Schweden die Widerstandskraft Strehlens dadurch gebrochen, daß die Brustwehr und außerdem die Zwingermauer und die Stadttore abgetragen wurden. Diese urkundliche Nachricht ist mit Vorbehalt aufzunehmen, denn die Tortürme und auch besagtes Stück Brustwehr blieben eben erhalten.

Unser unangetastetes Stück Stadtmauer ist auch von der außerhalb auf dem Gelände des Grabens angelegten Promenade aus zu sehen. In dem vollständigen östlichen Abschnitt zeigen sich die ursprünglich alten Schießscharten in senkrechter Schlitzform, deren Abstände von einander mit je $3\frac{1}{2}$ Metern von unten aus bequem gemessen werden können.

Westlich stößt dieser stolze, rund 8 m hohe Beringteil an die Mauer des Gefängnishofes. Dort ist die Stadtmauer, die in meinem Grundriß in den heut fehlenden Abschnitten angedeutet ist, erst in neuester Zeit niedergelegt worden. Auf der Westseite steht ein kurzer Teil im Grundstück Lazarettstraße Nr. 9. An der Südfront haben sich erfreulicherweise wieder längere Teile, allerdings ohne Brustwehr, gerettet, einmal im Hintergrunde der Hausgrundstücke Große Fischergasse Nr. 5 a und 5 b, dann in der östlichen Schräge des ehemaligen Burgdreiecks und schließlich die gesamte Tiefe des Grundstückes Wasserstraße Nr. 6 hindurch, in einer Länge von rund 42 m, im Hofe größtenteils mit den Bögen des verbreiterten Wehrganges. Der weitere Verlauf nach Osten wird durch den im Grundstück der Brauerei stehenden Eckturm festgelegt. An der Ostseite ist von Süden aus die Richtung durch ein jetzt verputztes, die Rückwand eines Hintergebäudes des Grundstückes Kirchplatz Nr. 6 bildendes Stück sowie durch die Fortsetzung als sichtbarer Sockel einer neueren schwächeren Gartenmauer vorgezeichnet. In diesem Abschnitt macht sie an der Gartenrückwand des Pfarrhauses Kirchplatz 12 eine schwache Abbiegung nach Westen. Vor der Mittelschule hört sie auf, beim Anbau der Verlängerung des Südflügels dieser Schule wurden ihre Fundamente beseitigt. Sie durchquerte diesen Anbau ungefähr in der Mitte. Unmittelbar dahinter schwenkte die Stadtmauer abermals unter einem Winkel von etwa 70 Grad von der neu eingeschlagenen Richtung nach Westen ab, überquert als kaum merkbare Erhebung unter der Oberfläche den Schulhof ungefähr 4 m von der Nordostecke der sogen. Steinschule entfernt, wurde beim

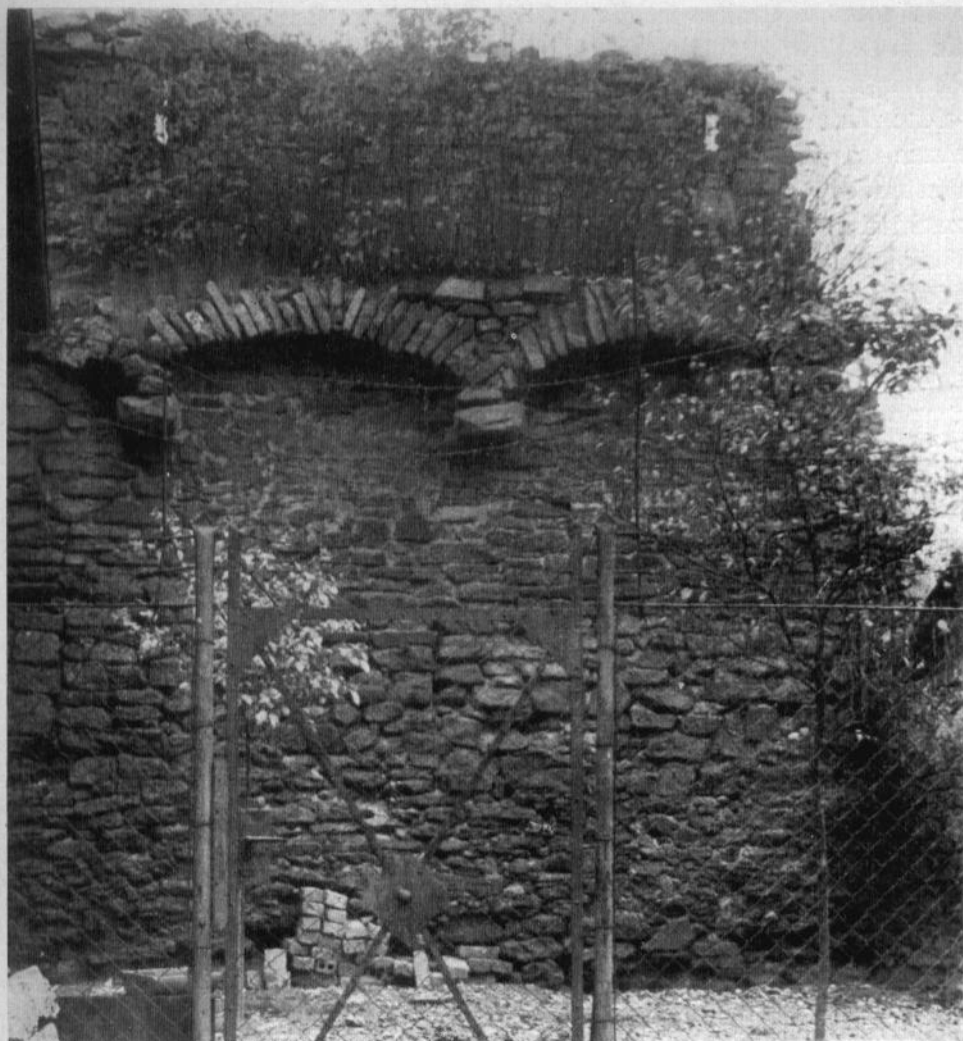


Abb. 32. Teil der Stadtmauer mit Wehrgang in Strehlen.
Aufnahme von Rudolf in Strehlen.

Bau der Turnhalle, deren Südwestecke sie streifte, abgebrochen und traf die Nordmauer an einer Stelle, die seit 1913 von dem Volksschulhaus III eingenommen wird. An dieser jetzt also überbauten Ecke stand ein Turm, an dessen Fuß die neuerdings kassierte Töpfergasse endete. Letztere war nicht eine Straße im eigentlichen Sinne, sondern die ehemalige enge Wail- oder Rundenstraße am östlichsten Abschnitt der Nordostmauer entlang. Jenseits der Nikolaistraße, die hier früher mit den Eckhäusern 8 und 9 vor der Stadtmauer endete, finden sich noch Reste in den Häusern Breslauerstraße Nr. 5 und 26, so daß der Anschluß nach dem Paradestück an der Hirsegasse vollzogen ist.

Bei dieser Gelegenheit ist die Auffälligkeit der großen Schräge zu erörtern, die an der Nordostecke den rechten Winkel abschneidet, den wir nach dem Planungsausdruck des Stadtgrundrißquadrates auch hier erwarten. Eine solche Linienführung erschwert die Verteidigung und erfordert zwei Ecktürme. Zu dieser Besonderheit ist die auffällige Lage der Hirsegasse im Westen im Verhältnis zur Stadtmauer in Betracht zu ziehen. Diese Straße macht durchaus den Eindruck einer ehemaligen Wall- oder Mauergasse. Verfolgen wir die Grundstücksgrenzen östlich von ihr im Zuge ihrer Süd- oder Nordwand, dann stoßen wir auf gleichlaufende Grundstücksgrenzen, deren Linie die Ostseite des Altstadtkernes an der Nordostecke Schulplatz Nr. 6 trifft. Die Folge dieser Beobachtung ist, daß wir mit gewisser Wahrscheinlichkeit auch eine Stadtvergrößerung im Norden durch den die gesamte Nordfront entlang sich hinziehenden Streifen annehmen dürfen, welche dem Planungsstand das Gleichgewicht in der Süd-Nordrichtung wiedergibt; denn dem Häuserblock zwischen südlicher Wall- oder Bäcker-gasse und Marktplatz entspricht dann ein gleich großer nach Norden zwischen Ring und der als Fortsetzung der Hirsegasse nach Osten einzu-fügenden Wall- oder Rundenstraße. Ob diese Verschiebung der Nordfront noch in das Ende des 13. Jahrhunderts zu setzen oder etwa in Zusammen-hang mit der von Kaiser Karl IV. vorgenommenen Neuordnung des Stadt-umfanges zusammenhängt, bleibt dahingestellt.

Über die Form der Stadtmauer orientieren uns ihr Querschnitt und ihre abgebildete Ansicht auf der Innenseite. Vgl. auch Abb. S. 111. Die Stärke der Mauer ist überall 1,50 Meter. Bei der Höhenmessung ist eine leichte Vertikalverschiebung des umliegenden Geländes zu berücksichtigen. Es ergibt sich eine Höhe von 6 Metern bis zur begehbaren Mauerkrone. Die Brustwehr schließt sich mit einer Höhe von 2 und einer Dicke von 0,50 m an. Die Brustwehr hat nie aus Zinnen bestanden, sondern gleich im ersten Erbauungsstadium aus einer geschlossenen Wand, deren Schießscharten sich aus Aussparungen an der Innenfläche von 0,45 und 0,43 m Höhe und Breite zu etwa 0,15 m weiten Schlitzten verengen.

Die nach Abzug der Brustwehrtiefe verbleibende Tiefe des Mauerrückens von einem Meter war zu gering, um außer dem Standort für den Schützen noch Platz für vorbeieilende Kämpfer zu gewähren. Die notwendige Verbreiterung des Wehrganges um gute 0,30 m wurde durch einen technisch bedeutsamen und konstruktiv interessanten Anbau in Höhe der Wehrgangssohle erzielt, dessen Gliederung und architektonisch-plastischer Ausdruck der Wehrmauer zu einem besonderen Ansehen verhilft.

Auf einfach zugehauenen, in Distanzen von 1,50 bis 1,60 m verteilten granitenen Kragsteinen, die mit einem Ende eingemauert sind und noch 0,30 m hervorragen, ruhen ein oder zwei kleinere Steine als Widerlager für eingespannte flache Bögen. Deren Höhe (Stich) beträgt 0,55 m, die der Wölbungssteine 0,30 m. Unmittelbar darüber zieht sich die flache

Steinlage der Abdeckung des so verbreiterten Wehrganges, dessen stadtseitiger Abschluß durch ein Geländer erreicht wurde. War ein hölzernes Schutzdach vorhanden, dann waren die Stützen zugleich Träger des Geländers.

Otto Pieper weist in seinem Burgenbuche von 1912 durch die Abb. 250 ein ähnliches Beispiel einer Wehrgangverbreiterung am Bering des durch seine gotischen Wandgemälde episch-lyrischen Inhaltes bekannten Schlosses Runkelstein bei Bozen auf. Dort wie auch in der Madenburg im Hardtgebirge sind die tragenden Konsolen etwas kunstvoller zugehauen. Der Strehlemer Baumeister mußte sich mit einfachen Steinbalken urwüchsiger Form, wie der Bruch sie lieferte, begnügen. Dafür bestanden sie auch aus dem schwerer zu bearbeitenden Granit. Auch die Wölbetechnik ist hier primitiver, der Begriff des Halt verleihenden Schlußsteines existiert in manchem Bogen garnicht, im Scheitel sitzen öfters keilförmig zugehauene Steine, mitunter aber auch solche kleineren Formates in lockerer Einfügung, als wenn der Mörtel allein das Zusammenhalten bewirken sollte. Freilich ist noch eine Stützung der Bögen von der Wand aus vorhanden, indem die Wölbungsplatten mit ihrem anderen Ende in die Mauer eingebunden sind.

Trotz aller Primitivität von Baustoff und Ausführung enthält doch diese Stadtmauer auf ihrer Innenseite den Reiz der rhythmischen Bogenverteilung, der den auch noch so sorgfältig gemauerten Wehrgängen anderer Städte abgeht. Der Verlust des gesamten, die Stadt wie ein plastisch gesäumtes Band umziehenden Mauergürtels ist darum um so mehr zu beklagen.

Den drei **Tortürmen** war durchgängig das Los der Vernichtung beschieden. Es gehört diese Behandlung, wie bereits hervorgehoben, zu den für das Ansehen vieler schlesischer Orte unheilvollen Maßnahmen der Stadtplanung des 19. Jahrhunderts, die ohne Verständnis für die kultur- und kunsthistorischen Werte der mittelalterlichen Trutzbauten diese hochragenden Meilensteine an den Ausfallstraßen aus dem Wege räumte, anstatt den Verkehr an ihren Flanken vorbeizuführen. Als im 15. und 16. Jahrhundert die Toranlagen umgestaltet und die Türme überflüssig wurden, beseitigte man die stolzen Wahrzeichen städtischen Gemeinsinnes nicht, sondern scheute keine Mühe und Ausgaben und verbreiterte die Straßenenden durch Beseitigung von Wohnhäusern, wie wir das auch in Strehlen noch kennen lernen werden.

Von den Tortürmen sind nur noch Bildchen kleinsten Formates des Architekturzeichners F. B. Werner aus der Mitte des 18. Jahrhunderts vorhanden, die hier den in der tatsächlichen Gestaltung nicht einmal ganz korrekten Ersatz aus einer Zeit des bereits begonnenen Verfalles bieten müssen.

Der **Breslauer Torturm** ist uns wenigstens in seinem ziemlich genau gezeichneten Grundriß durch die Aufnahme des 1822 abgebrannten benach-

barten Stadtteiles von P. G. Pläschke auf Abb. 36 überliefert. Die Mittelachse des annähernd quadratischen Querschnittes lag in derjenigen der Breslauer Gasse, also auch seine Durchfahrt. Auf den Bildern des 18. Jahrhunderts erscheint er bereits dachlos und ungepflegt, was seinen 1823 vorgenommenen Abbruch beschleunigte. Seine ursprüngliche Höhe ohne Zeltdach kann im späteren Mittelalter vor der im 16. oder 17. Jahrhundert üblichen Abtragung des Oberteiles 20 m betragen haben.

Der **Torturm** in der **Münsterberger** Straße hatte zur Zeit seiner gezeichneten Aufnahme ebenfalls bereits sein Zelt- oder Schneidendach eingebüßt und wurde 1819 vollends abgebrochen. Die hohe, wohl nach einer Erweiterung im Rundbogen gemauerte Öffnung — wenn die Zeichnung nicht unkorrekt und noch der gotische Spitzbogen da war — für die Durchfahrt ist auf dem Bildchen deutlich zu sehen. Auch er stand also nicht etwa neben dem Tore, wie etwa einst der alte Rundturm in der Kleinen Kirchgasse.

Am deutlichsten erscheint auf allen Stadtansichten der **Wasser- oder Marientorturm**, weil er auf der Südseite unmittelbar vor den aufnehmenden Zeichnern stand. Auf F. B. Werners Prospekt kommt die hohe spitzbogige Durchfahrtsöffnung über dem vorgelegten Zwinger recht gut zum Vorschein, darüber auch ein Rechteck, das wohl als Inschriftplatte zu deuten ist. Die besondere Geltung verdankte dieser Torturm seiner Stellung am Flußübergang und seiner durch die Preisgabe der unmittelbar benachbarten Burg gestärkten Rolle als stützendes Bollwerk. Eine Beschreibung von ihm in einer „Nachweisung“ des Magistrates vom 21. 4. 1831, veröffentlicht von E. Günther in den Strehleiner Heimatblättern 1927, betont seine drei Stockwerke mit gewölbten Decken und vermerkt seinen verhältnismäßig guten Zustand bis auf das fehlende Dach. Irgendwelche Vorzüge besonderer Festigkeit oder architektonischer Gestaltung oder seine Verwendung als Gefängnis, in dieser Rolle mit dem Beinamen „Vogelgesang“ beehrt, haben ihm eine längere Erhaltung gesichert. Auch seine letzte Stunde hatte geschlagen, als vor 1838 der Abbruch beschlossen wurde.

Von den **Mauertürmen** ist wenig zu sagen, weil von dieser Gattung kein einziger erhalten ist und wir allein auf die späten Bildchen und Grundrißaufnahmen angewiesen sind. Friedrich Lucae, der früheste Schilderer, erzählt 1689 von „etlichen starken Rondellen und Türmen“ an der Stadtmauer, und Haas, der nächst folgende, hat ihr auf seiner Ansichtszeichnung im gesamten Südabschnitt links nur einen einzigen in gleicher Höhe wie die Mauer zugeordnet. Auf F. B. Werners Grundriß Abb. 29 sehen wir ebenfalls nur einen Halbturm im westlichen Abschnitt der Südmauer, auf seinem Schaubild noch einen zweiten ebenda im Ostteil. Das Ergebnis bleibt sehr mager, zumal eben heute kein einziger Mauerturm zur Verfügung steht, um Art und Aussehen und Alter zu prüfen und für

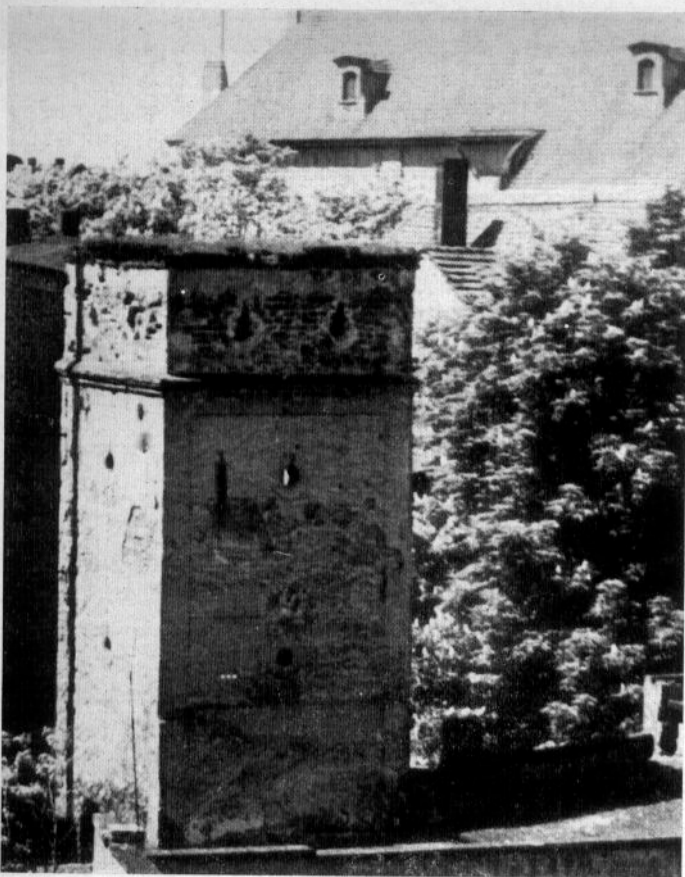


Abb. 33

Oberteil eines Stadtmauer-
eckturmes, des sogenannt.
Pulverturmes.

Aufnahme von Rudolf in
Strehlen.

die Verteidigungsfähigkeit der Stadt in Rechnung zu stellen. Vom wehr-
technischen Standpunkt aus müßten in jede der vier Stadtmauerfronten
etwa 8 bis 10 Mauertürme oder Schalen (Weichhäuser) verteilt gewesen
sein, wenn man ihre Distanzen mit 40 m annimmt. Hier klafft in unserer
Kenntnis des einstigen Mauerzustandes eine große Lücke, die vielleicht
durch zufällige Auffindung von Fundamenten zum Teil geschlossen werden
kann.

Hinsichtlich der **Ecktürme** ist die Erörterung erheblich einfacher, weil hier
Überlieferungen unter Ausschluß des Südwestpunktes vorliegen. Im Nord-
westen stand der Stockhausturm, auch Henkerturm genannt, auf dem
Gelände des heutigen Gefängnisses, des einstigen Stockhauses, und im
Nordosten der 1820 abgebrochene Töpferturn, wo jetzt die Schule III
liegt. Im Südosten ragt noch heute der Pulverturm im Hofe der Brauerei
in die Höhe. Für die Südwestecke fehlt in Bild und Schrift ein Turm.
Allerdings hat F. B. W e r n e r hier im Grundriß wie in der Ansicht einen
Stumpf eingezeichnet, von dem nicht ganz klar wird, ob damit ein Turm-

unterteil oder einer jener basteiartigen Mäntel des Zwingers gemeint ist, von denen noch die Rede sein wird. Es ist möglich, daß hier die Klosterleute schon im 17. Jahrhundert den unbequemen Beobachtungsposten beseitigt haben; jedenfalls ist im Mittelalter diese Ecke vom befestigungstechnischen Standpunkt aus ohne Turm undenkbar.

Der Eckturm im Südosten hat als einziger erhaltener Vertreter seiner Gattung erhöhte Bedeutung, ohne daß ihm die gebührende Würdigung vor der Öffentlichkeit infolge seiner zwischen die Gebäude der Brauerei und der Nachbarschaft eingeklemmten Stellung in absehbarer Zeit zu Teil werden kann. Hohe Essen überragen ihn gleichfalls, so daß der erste Inventariseur Hans Lutsch ihn mit knapper Not sah und als „unbedeutenden Turm oder „Pulverturm“ mit einigen Schießscharten im oberen Teile“ unerwartet karg in seiner Besprechung abtat.

Die Bezeichnung als „Pulverturm“ kann sich höchstens auf ein späteres neuzeitliches Stadium beziehen. Erwin Günther identifiziert ihn als den urkundlich genannten „Bäckerturm“ infolge seiner Lage in der Nähe der Bäckerstraße.

Wenn seine „Unbedeutendheit“ darin liegen sollte, daß er auf verhältnismäßig gering ausgedehnter rechteckiger Grundfläche schlank 15 m in die Höhe ragt, so mag das seine Berechtigung haben. Seine Seitenbegrenzungen messen 4,40, die vordere 4,16 m. Bei einer Wandstärke von 1,08 bleibt im Erdgeschoß ein Raum von 2 : 2,20 m, der sich nach der Feldseite um etwa 0,20 m verjüngt, so daß also eigentlich eine Trapezform im Grundriß vorhanden ist, wenn nicht ein infolge der Umbauung unkontrollierbarer Ausgleich zum Rechteck im Mauerwerk vorhanden ist.

Der ganze Quader ist selbstverständlich bis auf den obersten aufgestockten Abschnitt von etwa 2½ m Höhe aus Bruchsteinen aufgemauert. Im ersten Obergeschoß sind die Wände nur 0,96 m stark. Eine in schlanker Spitzbogenform überwölbte Öffnung von 3½ m Höhe vermittelt den Eingang in das unterste Geschoß, das mit einer entsprechenden gotischen Tonne mit wenig erweitertem Querschnitt des Öffnungsprofils überdeckt ist. Der durch das Erdgeschoßgewölbe vollständig isolierte Oberteil besitzt im ersten Stock je eine seitliche von einem Steinbalken überdeckte Rechtecköffnung in Manneshöhe und Breite zum Einschlupf vom Wehgang der Stadtmauer aus. Die verschiedene Lage dieser beiden Wanddurchbrechungen in den Flanken erweist die Unsymmetrie des beiderseitigen Stadtmaueranfalles. Aus dieser Beobachtung ist vielleicht der Schluß berechtigt, daß er an der Stadtmauerecke nachträglich eingefügt wurde. Ein strikter Beweis für diese Annahme ist zur Zeit nicht möglich, da der Turm in gesamter Erdgeschoßausdehnung von neueren Gebäudeteilen umklammert wird und Stadtmauerreste in seiner unmittelbaren Nachbarschaft nicht vorhanden bzw. zu sehen sind. Das Fehlen einer Verzahnung für die Brustwehr der anfallenden Stadtmauerabschnitte, die hier im Ober-

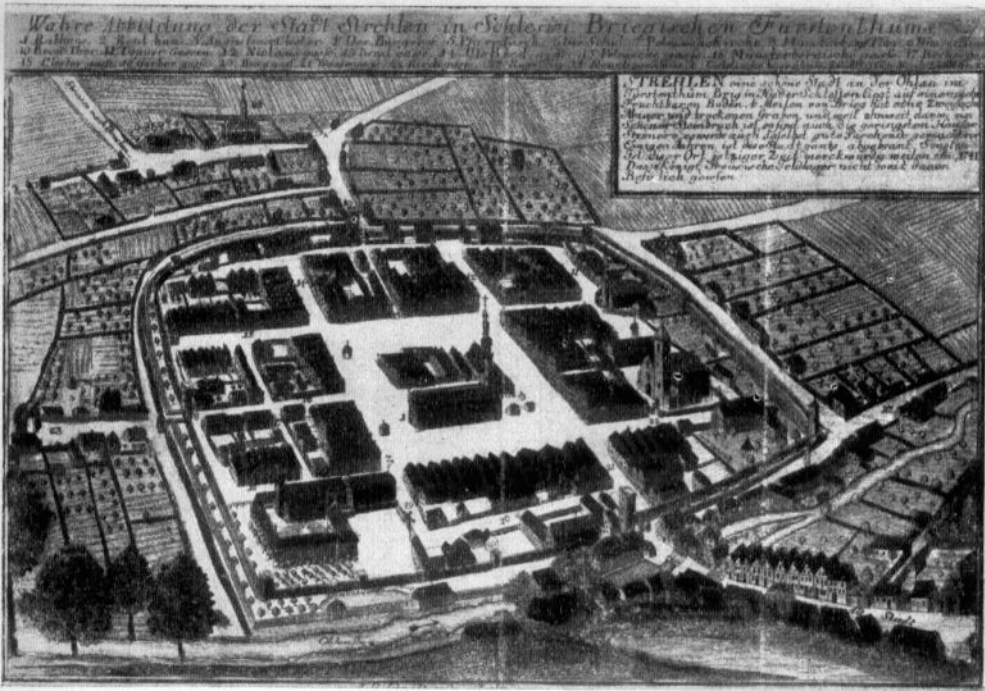


Abb. 34. Strahlen von Süden. Kolor. Kupferstich von J. G. Schmidt um 1780.

geschoß sichtbar werden müßte, scheint ebenfalls die konstruktive Isoliert-
heit des Turmes, d. h. seine nachträgliche Einfügung in jener Ecke zu
beweisen.

Für die Geschoßteilung des oberen Turmabschnittes sind in den Wänden
ausgesparte Löcher für Balkendecken in insgesamt sieben Stockwerken
vorhanden, doch sind sie in nur $3\frac{1}{2}$ Geschossen gebaut worden, wie die
entsprechende Verteilung der Schießscharten bestätigt. Von Holzresten
ist in dem vollkommen dach- und deckenlosen Quaderraume nichts
erhalten. Der Aufgang zu den einzelnen Geschossen wurde natürlich durch
Leitern oder Holztreppe vermittelt.

Von außen hebt sich der 2,10 m hohe oberste Abschnitt durch ein trennen-
des Gesims und die Farbe der hier verwendeten, im gotischen Kreuz-
verband vermauerten Ziegeln ab. Das Format der Steine ist $27 : 12\frac{2}{3} : 8,5$.
Das Baumaterial gehört also dem 15. Jahrhundert an. Die Aufmauerung
dieses obersten, für Geschützstellungen eigens geplanten Teiles ist durch
urkundliche Überlieferung scheinbar der Zeit nach nicht bestimmt. Den
Übergang zu dem Aufbau bildet über drei oder vier Ausgleich schaffenden
Ziegeln ein dreiteiliges Gesims aus hochkant stehenden Steinen, von denen
die Mittelschicht abgeschrägt (gestaft) ist. Ihm entspricht ein gleiches als
Hauptgesims unter dem dazudenkenden Zelt- oder Schneidendach.

Die 0,50 m hohen Schlüsselscharten liegen in den äußeren Wandflächen

vor reichlich bemessenen Schartenkammern. Nur die unterste einzige Schießöffnung im ersten Obergeschoß hat eine kaum halb so große Schartenkammer von 0,50 : 0,60 m. Ihre geringere Ausdehnung kann mit einer anfänglich bescheideneren Höhenbemessung des Turmes mit etwa 8 bis 10 m in einem ersten Stadium zusammenhängen.

Die Verteilung der Scharten sah im obersten Geschoß je zwei an der West- und Südwand vor, je eine an den beiden entgegengesetzten Seiten. Darunter ist an allen Fronten je eine in das Bruchsteinmauerwerk nachträglich mit Ziegelauskleidung eingesetzt worden. Das geschah wohl in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, so daß dadurch das Alter des Turmes begrenzt wird. Die Form ist die des umgekehrten Schlüsselloches: Kreisdurchbrechung und Schlitz darüber.

Wall und Zwingermauer.

Die Befestigungstechnik verlangte seit etwa der Mitte des 15. Jahrhunderts, daß der Fuß der Stadtmauer gegen artilleristische Einwirkung durch Aufschüttung von Erdmassen an der Front geschützt wurde. Breslau begann damit schon um 1450, andere Städte und auch die Burgen folgten in nahem Abstände. Eine solche Erhöhung des Geländestreifens zu einem Walle an der Stadtmauer entlang ist auch in Strehlen vorgenommen worden. Die Spuren davon sind heute kaum erkennbar, weil der Wall von den Besitzern der Gärten und Hausgrundstücke dieses Ringstreifens wieder eingeebnet wurde. Auf F. B. Werners Aufnahmen ist er zu erkennen. Zudem spricht ein noch weiter unten zu erörterndes Moment in der späteren Gestaltung der Toranlagen für dessen einstige Existenz.

Ein zweiter Schutzgürtel für die Stadtmauer erstand in einer niedrigeren Vormauer, von welcher keine Reste mehr aufweisbar sind. Das Dasein einer solchen Zwingermauer wird in F. B. Werners Aufnahme bezeugt. Dessen vergrößerter Ausschnitt mit dem Kloster aus dem 7. Bande seiner Topographie in Abb. 35 zeigt sie deutlicher. Der Kupferstich J. G. Schmidts denkt ihr sogar Schießscharten zu. Auf der Südseite fehlt sie in allen Darstellungen, was angesichts des doppelten Wasserschutzes verständlich ist. Daß die Chronisten stets die doppelte Stadtmauer anführen, sei nebenbei bemerkt.

Die Eigenart dieses zweiten Beringes war, daß er am Fuße des Walles und also sehr nahe an der eigentlichen Stadtmauer stand. So überliefert sie F. B. Werner in seinem Grundriß, deutlicher auf dem des Klosters. Bei einer Distanz von etwa 20 m besitzt der dazwischenliegende Geländestreifen, der gewöhnlich als Zwinger oder Parden bezeichnet wird, die übliche Ausdehnung.

In ihrer Stellung am Fuße des Walles macht die Zwingermauer, von der kaum ein Stück mehr vorhanden ist, eher den Eindruck einer Futtermauer. Eine parallele Erscheinung finden wir weiter unten in Schloß Schön-

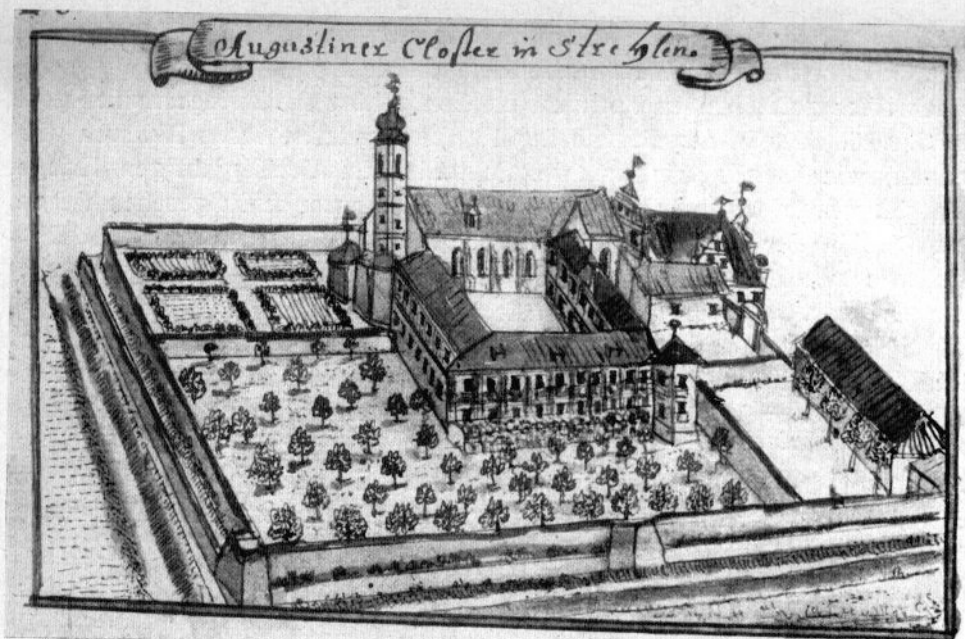


Abb. 35. Südansicht des Klosters in Strehlen von F. B. Werner um 1750.

johnsdorf. Die Klärung dieser Frage könnte nach Schönjohnsdorfer Muster vorgenommen und das Vorhandensein von nachträglich eingefügten Schießscharten bejaht werden.

Die nächste Frage nach der Ausstattung dieser Zwingermauer mit Basteien könnte ebenfalls nach dem Beispiel des Objektes Schönjohnsdorf beantwortet werden. Eine Stützung für die Behauptung des Basteienvorkommens in Strehlen liefert der Chronist Görlich wahrscheinlich nach der Behauptung Lucaes. Er führt S. 340 vier Rondelle oder Basteien an, davon eines hinter dem Kloster. Diese Zahlenangabe mag stimmen, indem F. B. Werners Schaubild entsprechende Eckbauten aufweist, die allerdings dem Begriff der gerundeten Bastei nicht entsprechen, weil sie einen quadratischen oder rechteckigen Grundriß haben. Das würde der Richtigkeit der Behauptung keinen Eintrag tun. Diese vier Basteien besitzen mehr das Aussehen von quaderförmigen Ausbuchtungen der Zwingermauer um die Ecktürme, denen sie wie die vorgesezte Parchenmauer selbst als verstärkender Schütz (Mantel) vorgelagert erscheinen. Die Bastei (das Rundell) ist hauptsächlich für die Flankenbestreichung vorgesehen und im fortgeschrittenen Stadium der Befestigung für Geschützstellungen bestimmt. Wie weit solche Voraussetzungen hier erfüllt waren, entzieht sich der Kontrolle. Aktenmäßig wird eine Bastei (oder ein Halbzylinderturm) im Südwesten 1720 erwähnt, wo „das Rondell hinter dem

Kloster mit zwei neuen Pfeilern untermauert“ wird. Es kann sich hier aber ebensogut um einen Mauerturm handeln.

Nach ihrer geschilderten Form zu urteilen, gehört die Zwingermauer noch in das 15. oder in den Beginn des 16. Jahrhunderts. Ihren Abbruch vollzogen, wie bereits erwähnt, die Schweden im Dreißigjährigen Kriege. Da sie von Friedrich Lucae wie von F. B. Werner noch gesehen wurde, muß sie in der Folgezeit wieder vervollständigt worden sein, nachdem sie, wie zu erwarten ist, dem Schicksal der absoluten Beseitigung entgangen war.

Ob Stadt- oder Zwingermauer durch in den Graben vorgeschobene Verteidigungswerke in der Form von Grabenstreichen in ihrer Verteidigungsfähigkeit verstärkt waren, ist eher zu verneinen. Die unlängst bei dem Erweiterungsbau der Mittelschule hinderlich auftretenden, in senkrechtem Anfall an das dortige Stadtmauerfundament bemerkten Mauerreste von 1 und 1,20 m Stärke gehörten wahrscheinlich zu anstoßenden Wohnhausbauten.

Torverstärkungen des 15. oder 16. Jahrhunderts.

Mit diesem Abschnitt der Strehleiner Befestigungsgeschichte betreten wir wieder festeren Boden. Wir stehen zwar vor der Tatsache, daß auch diese Erweiterungsbauten vollständig verschwunden sind, doch setzt uns eine präzise Grundrißaufnahme von P. G. Pläschke aus dem Jahre 1822 instand, ihre Form ziemlich genau zu erkennen und zu rekonstruieren. Eine diesbezügliche Beschreibung Friedrich Lucaes von 1689 bestärkt uns in der Kenntnis des zweiten Stadiums der Toranlagen, bringt allerdings durch eine nicht glaubhafte Abirrung in seiner Schilderung ein neues zum Aufleben der Unsicherheit drängendes Moment hinzu.

Der Umbau der Tore, wie sie in der Durchfahrt durch die Raumkörper der Türme von Anfang an da waren, wurde in dem Augenblick notwendig, als die Stadtmauer ihren vorgelegten Wall erhielt. Die Wallenden an den Toren verlangten Futtermauern, damit das Erdreich des Walles, das zwar oft durch Reisingenlagen und durch Rasen befestigt war, nicht in die Torstraße abgeschwemmt wurde. Die Hochführung dieser seitlichen Futtermauern und ihre Bewehrung mit Schießscharten war die nächste Stufe in der Entwicklung zu dem vorgelegten Zwingerhof, der durch eine Stirnwand mit großer Durchfahrt und kleiner Pforte für Fußgänger nach außen geschlossen wurde.

Pläschkes Grundriß in Abb. 36 führt uns ein solches Walltor in der Breslauer Straße deutlich vor Augen. Der alte Torturm erscheint ausgerangiert, beiseite gelassen, seine Durchfahrt ist vermauert. Die Passage liegt jetzt seitlich von ihm, durch zwei Mauerstücke mit starker Wölbung begrenzt. Die Stirnen des Walles, der dort nicht eingezeichnet ist, stoßen an diese beiden Wände. Die seitliche Verlegung der Passage macht sich

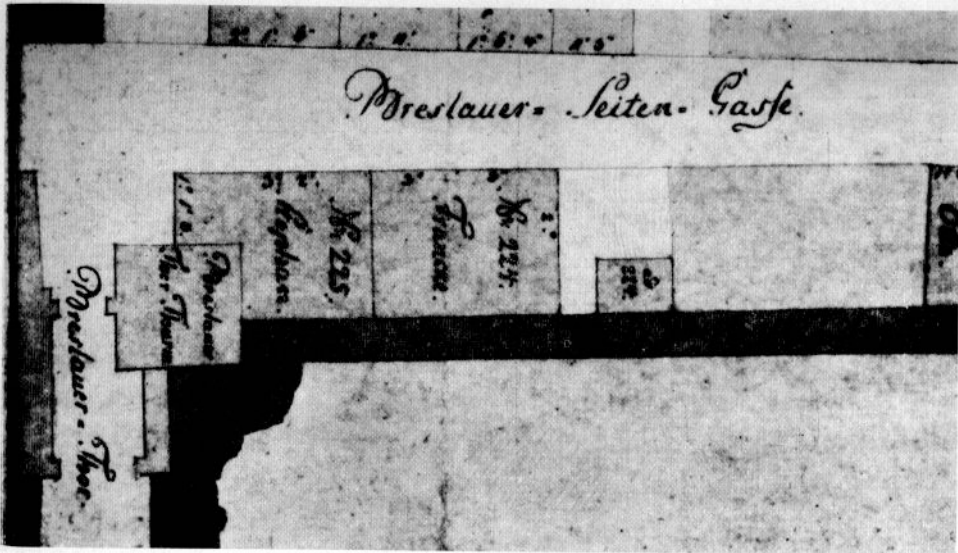


Abb. 36. Grundriß des Breslauer Tores von P. G. Pläschke 1822.
Die Nordseite an der unteren Bildseite.

in der Erbreiterung der Straße bemerkbar, für welche beim Bau ein Grundstück geopfert worden war. Die Zugbrücke hatte natürlich die Verlegung mitmachen müssen, sie befand sich jetzt an der Front der neuen Toranlage.

Torerweiterungen in dieser Form dürfen wir auch an den zwei anderen Ausfallstraßen voraussetzen. Die unrichtige Darstellung F. B. Werners darf uns da nicht verwirren, er zeichnete die vorgesetzten Zwingerhöfe in die Achsen der Tortürme, als wenn deren Durchfahrt weiterhin in Benutzung gestanden hätte. Auf Werners Ansicht fehlt die Wölbung der Walltore, sie kann als mit Absicht beseitigt gelten, als bei fortgeschrittener Entwicklung der Artillerie auch diese Torform im 18. Jahrhundert unwirksam geworden war. Der ungedeckte Zwingerhof leistete dieselben Dienste und bot den Vorteil der Unbehindertheit des Verkehrs.

So weit herrscht vollkommene Klarheit über die einstige Gestaltung der zweiten oder dritten Walltore. Da funkelt aber Friedrich Lucae dazwischen, er bringt in seiner Schilderung des Befestigungszustandes von Strehlen die merkwürdige Behauptung, daß zwei Türme an den Toren ständen, für deren einstiges wirkliches Vorhandensein wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Er sagt: „Gleichwie die Mauren doppelt, darzwischen ziemlich weite Zwinger seynd, also haben auch die benannten Tore, und zwar ein jedes, zween hohe und starke Türme, unter deren Gewölbern man durchpassiret, und an beiden Seiten starke Mauren mit Toren, dadurch der Eingang in die Zwinger geschieht.“ Der Inhalt des Satzes entspricht durchaus der Sachlage, mit den angeblichen zweiten „hohen

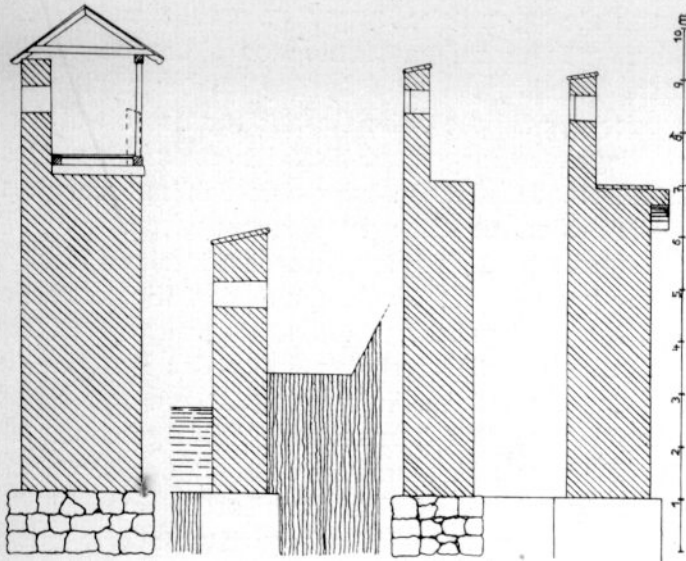
starken Türmen“ an jedem Tore ist wenig anzufangen. Denn erstens sind solche Türme aus der Überlieferung in Wort und Bild nicht bekannt, noch sind Reste oder Spuren auf uns überkommen, und zweitens sind sie befestigungstechnisch nicht üblich, es ist sozusagen gar kein Platz für sie da; denn sie könnten ja zunächst nur über den Walltoren gestanden haben, und dann würden zwei hohe Türme sich gegenseitig die Aussicht genommen haben. Das wäre auch dann noch der Fall, wenn der zweite Turm jenseits des Grabens am Ende der Brücke gestanden hätte. Dort finden wir jedoch gewöhnlich nur kleinere niedrige Flankierungstürmchen.

Einer Darstellung bedürfen schließlich auch noch die sogenannten, von den Chronisten erwähnten dritten oder äußersten Tore in den drei Ausfallstraßen. Diese sind verschließbare Straßensperren gewesen, die in den Vorstädten ungefähr in der Flucht der letzten Gartenmauern standen. Eines von ihnen hatte sogar den besonderen Namen Kaffentor, unter welchem es auch auf den Stadtansichten auf der Münsterbergerstraße unmittelbar vor ihrer Gabelung erscheint. Daß diese äußersten Tore mit Stadtbefestigungen nichts zu tun hatten, geht schon daraus hervor, daß ein bis an die Grenze der Vorstädte vorgeschobener Verteidigungsgürtel um Strehlen nie bestanden hat.

Die Strehleener Burg.

Mit Ohlau teilt Strehlen das leidige Geschick, daß von der alten Burg nicht mehr als der auf einem Raume der Stadt haftende Name geblieben ist. Strehlen steht insofern günstiger da, als immerhin das einstige Gelände des engeren Burgbezirkes als weiter, z. T. neu bebauter Hof mit auffallender Dreiecksbegrenzung den Rechteckgrundriß der Stadt stört und deren Physiognomie an der Südfront die besondere Note verleiht. Ohne sichtbare Gebäudereste fällt die Geschichte der Strehleener Burg verhältnismäßig kurz aus.

Im Herbst 1820 wurde nach den Grundstücksakten Nr. 263 des Strehleener Amtsgerichtes das „auf dem Burgfrieden belegene, mit seiner Rückseite auf der Stadtmauer ruhende alte Schloß, welches mit der Mauer 62 Fuß [= 19 $\frac{1}{2}$ m] lang und 35 Fuß [= 10,80 m] breit und ursprünglich aus 2 Etagen bestehend“ nebst der in einem Abschnitt unterkellerten Reitbahn von 35 $\frac{1}{2}$: 12 $\frac{1}{2}$ m Ausdehnung verkauft und nicht lange darauf mit dem als Wand verwendeten Beringteil abgebrochen. Eine von E. Günther 1927 mitgeteilte Schloßbeschreibung aus dem Jahre 1666 stimmt in der Angabe der Abmessungen des Wohnhauses dazu und ergänzt die Schilderung dahin, daß das Dach von je vier Zwerggiebeln auf beiden Seiten belebt war und daß es drei ausgebauten Stuben nebst ebensovielen Kammern, ein Gewölbe, d. h. einen gewölbten Vorrats- oder Aktenraum,



Querschnitte der Wehrmauern, von links nach rechts gezählt, in Brieg, Schönjohnsdorf (mit dem unteren Teile des Walles), Ohlau und Strehlen.

und eine schöne Küche, ein Badezimmer und insgesamt 18 neue und 5 alte Glasfenster besaß.

Mit einer Grundfläche von rund 210 qm war das Schloß ein nicht umfangreiches Gebäude, kaum halb so groß wie das auf dem Hofe seinem ehemaligen Standort gegenüberliegende, um die Mitte des 19. Jahrhunderts errichtete Wohnhaus Burgplatz Nr. 9. Die geringe Ausdehnung des Burggebäudes spricht ein deutliches Wort von der Uninteressiertheit seiner späteren herzoglichen Besitzer, die eindeutig darin zum Ausdruck kommt, daß Joachim Friedrich auf Klostergebiet ein komfortableres Absteigequartier zu bauen anfing.

Die gerichtlichen Grundbücher verraten uns, daß das Burggelände der ersten Herren, der Grafen von Strelin, einen ordentlichen Umfang hatte und vielleicht sogar das Gebiet der Altstadt Strehlen umfaßte. Aus den Grundbuchakten der Wohnhäuser im Streifen östlich vom Altstadtkern geht deren wie der im 19. und 20. Jahrhundert beseitigten Lage auf einstigem Burglehensgebiet hervor. Also umklammerte das Burgterrain die Stadt zum mindesten im Süden und Osten, und es liegt die Vermutung nahe, daß die Kolonisationsstadt auf gräflichem Territorium gegründet und abgesteckt wurde.

Der 1292 vollzogene Verkauf der Burg an Herzog Bolko I. von Schweidnitz hatte schon im nächsten Jahre eine bekannte Sühneverhandlung zwischen dem Piasten und dem Breslauer Bischof Johann an dieser Stätte im Gefolge. Wie weit das Interesse der Piasten die Ausgestaltung und Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit ihres Strehleiner Hauses durchführten, wird kaum bestimmbar sein.

Wir sehen heut nur die auch die eigentliche Burg miteinschließende Stadtmauer, deren straffe Führung in einem ausbuchtenden stumpfen Winkel dem Hof die Dreiecksform verleiht, die er ursprünglich bestimmt nicht besaß. Eine dem Kreise oder der Ellipse nahe Gestalt für das etwa 3 bis 4 m tiefer als die Stadt liegende Burggrundstück ist anzunehmen. Ein auch gegen die Stadt abschließender Graben oder eine Schlinge der jetzt in geregelter Lauf vorbeifließenden Ohle ist dazuzudenken.

Lage und unzulängliche Ausgestaltung der Burg waren für einen Herzog Grund genug zur Zuwendung zu einem Neubau auf der Klosterstraße, dessen Beginn die endgültige Preisgabe der alten kärglichen Residenz bedeutet. Das neue Absteigequartier der Herzöge sollte das Rentamt im Erdgeschoß beherbergen. Der eigentliche Aufwand galt dem mit einem Erker ausgestatteten ersten Stock, dem herzoglichen Wohngeschoß. Als sein Baumeister kann der Hofarchitekt Hans Lucas gelten, der Ende 1606 seinem Herrn die Fertigstellung meldet (Staatsarch. Rep. 21 III. 11 m). Seine äußere Erscheinung hat sich 1766 erheblich geändert, indem damals das Dachgeschoß mit den zehn massiven Zwerggiebeln abgebrochen und ein neues einfaches Satteldach durch den Bauinspektor A. V. Geiseler aufgesetzt wurde (Bresl. Staatsarchiv Rep. 21. I 30 a).

Die Strehleiner Stadtmauer umschloß noch ein anderes „Altes Schloß“, das auf den Schaubildern in Erscheinung tritt, so bei Haas unter Nr. 13 rechts. Die Identifizierung bot gewisse Schwierigkeiten, weil F. B. Werner es auf seinem Stadtplan Abb. 29 unter Nr. 8 in die äußerste Südostecke und in die unmittelbare Nachbarschaft des Pulverturmes verlegt. Das Gebäude aber, welches am ehesten der Lage nach die Anwartschaft auf die Bezeichnung Altes Schloß besitzt, steht heute als verbautes und im Dach verändertes Wohnhaus für viele Familien in einer Entfernung von etwa 60 bis 80 m von diesem Turme entfernt an der Ecke der Großen Kirchstraße Nr. 6 und der Rittergasse Nr. 1. Dieser einst erheblich ansehnlichere, in der Kirchstraßenfront rund 30 m lange Dreiflügelbau hat mit der Residenz der Grafen von Strélin und der Herzöge von Brieg nichts mehr gemein als daß es auf ehemaligem Burgterrain wie alle Gebäude der östlichen Stadterweiterung einschließlich der beiden Kirchen steht. Es ist ein Neubau aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich ein Stadtschloß der Herren von Tschirn, und wäre dem in Strehlen noch gesuchten Prieborner Hof gleichzusetzen.

Landkreis Strehlen.

Eine Aufstellung von erörterungsfähigen Objekten vergangener Wehrbautätigkeit des alten Kreisumfanges wäre vergeblich versucht worden, wenn nicht dessen Erweiterung das Städtchen Wanssen und die in beachtlichen Teilen trutzhaft angelegte und erhaltene Burg Schönjohnsdorf

eingebraucht hätte. Denn Wehrkirchhöfe im strengen Sinne sind nicht aufspürbar, so sehr die erhöhte Lage von manchem Friedhof wie desjenigen zu Alt-Wansen wenigstens eine mit Schießscharten durchsetzte Mauer erwarten ließe. Wir denken sie uns gern in die mittelalterlichen Bruchsteinkirchhofmauern der wohlhabenden Dörfer hinein, vorhanden ist nirgends mehr eine Spur davon. Wir bemühen uns um Reste von trutzhaft gestalteten Teilen mittelalterlicher Herrensitze ebenso vergebens, obwohl das Land an ritterlichen „Raubnestern“ aller Art keinen Mangel litt. Der Rummelsberg selbst mit seinem im 15. Jahrhundert entfaltenen Burgdasein an seiner Spitze entging dem Schicksal eines jähen Abbruchs seiner angestammten herrischen Stellung am Ende des 15. Jahrhunderts nicht. Was dort hoch oben an Grabenspuren ohne begleitendes Mauerwerk verblieben ist, kann nur noch geeignet sein, dichterische Ergüsse und Heldenlieder im Angesicht der begeisternden schönen Täler- und Wälder- und Felderumgebung zu entlocken.

Vergönnt geblieben sind manchen der alten Herrensitze der sie umschließende Graben, so daß die Bezeichnung Wasserschloß zum beliebten Ausdruck für ihresgleichen geworden ist. Doch gehören die frühesten von den so umgürteten Schlössern dem Barock an. Andere sind in neuerer Zeit prunkhaft romantisch im Sinne einer Gotik aufgezputzt worden. **Prauß** und **Kurtwitz** im Westen des Kreises, **Prieborn** im Süden, **Karisch** im Osten sind einige Namen. Ein Schloß im nördlichen Teile, **Bohrau** oder **Schönfeld**, nimmt in dieser Gattung insofern eine Sonderstellung ein, als ein in seinem Mauerwerk durchaus barockes Anwesen als schwächlicher Nachkömmling einer hinsichtlich ihres Standortes nicht mehr zuverlässig bestimmbarer Burg innerhalb seines nassen Grabens im oder nach dem dreißigjährigen Kriege und vielleicht auch schon vorher den Ehrgeiz besaß, festungsmäßigen Charakter zu erreichen. Den Breslauern war die Stärke der Burg stets unbequem, sie hatten sie auch schon 1459 zerstört, wie uns Peter Eschenloer in einem Kapitel seiner Geschichte Breslaus ausführlich erzählt. Im Jahre 1654 drehten sich um die Frage der Berechtigung der Herren von Bohrau, ihren Sitz zu befestigen, schriftliche Erörterungen zwischen dem Breslauer Rate und dem Oberamte (vgl. Breslauer Stadtarchiv Hs F. 5, 18, F. 8, 19 u. F. 10, 6), die nach Fritz Ullrichs Darstellung in den Strehleiner Heimatblättern von 1924 damit endeten, daß Kaiser Ferdinand III. noch in demselben Jahre den Reichsgrafen Erhardt beschied, Bohrau dürfe nicht mehr als Festung, sondern als ein adliges Schloß aufgebaut werden.

Burg Schönjohnsdorf.

Ein verborgenes Dasein in noch zum Teil erhaltenem wehrhaften Kleide ist auch dieser heut zum Großherzoglich Weimarischen Besitz Heinrichau gehörenden, recht ausgedehnten Anlage beschieden. Die feststellbaren

Voraussetzungen des natürlichen Schutzes durch fließendes Wasser und Teiche und Sümpfe verliehen dem Rittersitz schon in frühmittelalterlicher Zeit den Charakter eines gedeckten und nicht leicht überrennbaren Schlupfwinkels, der seine massiven, an Ausdehnung wachsenden Umgürtingungen im Verlauf der Entwicklung der Feuerwaffen erhielt und im 17. Jahrhundert sogar den Anlauf zu festungsartigem Ausbau nahm. Von dem Chronisten des Ortes, Emil Wiczorek, der die Geschichte der Besitzer von Schönjohndorf im Strehlemer Heimatkalender von 1940 zusammengestellt hat, wird als einer der ersten Herren des Kastells der Ritter Johann im Gründungsjahr 1222 des Klosters Heinrichau hingestellt. Von diesem Jan oder einem seiner kraftvollen Nachfahren desselben Namens blieb die Benennung Jan- oder Jonsdorf schon im 13. Jahrhundert an dem stattlichen Besitz haften, dessen Fortentwicklung am besten aus dem in Etappen vorgenommenen Ausbau der Befestigungsanlage geschlossen werden kann.

Aus der Reihe der wechselnden Besitzerfamilien mögen die Stosch, die fast das ganze 15. Jahrhundert hindurch hier schalteten und walteten, einen gewichtigen Anteil an der großzügigen Wehrhaftmachung ihres Hauses haben. Ihr Aussterben gegen Ende des 16. Jahrhunderts und die Einziehung des Besitzes als erledigtes Lehen durch den Kaiser bedeutet keinen Stillstand in der Entwicklung der Burgbefestigung. Im 17. Jahrhundert sind die Burghaus und Zierotin eifrige Vertreter des Macht- und Vergrößerungsgedankens hinsichtlich ihrer Güter und ihres Schlosses, dessen aufwandsvolle Verschönerung durch den letzten weltlichen Besitzer Josef Hoditz Graf von Wolfranitz 1738 zum Verkauf der Herrschaft an das Kloster Heinrichau führte. Ein nicht lange darauf eintretender Brand hatte einen tiefgreifenden Umbau zur Folge. Die Säkularisierung brachte 1812 Gebäude und Güter an Vorfahren des schon genannten jetzigen Besitzers, sehr zum Schaden des Schlosses, das nach einem Brande als abseits gelegenes Gutsleutehaus einer totalen Vernachlässigung anheim fiel. Die baugeschichtliche Erörterung kann infolge der weitgehenden Beseitigung der ältesten, frühgotischen Wehranlage erst jenseits der ersten Stadien der Entwicklung anheben. Auch der den Veränderungen der Linienführung von Wall- und Mauergürtel folgende Wasserring ist in seiner anfänglichen Ausdehnung und Form nicht mehr feststellbar. Zwischen weiten Sümpfen und Teichen, von denen Reste noch auf dem Schaubild F. B. Werners im Hintergrunde auftauchen, bettet sich der eng vom Wasser umschlossene Gebäudekomplex. Aus der anfänglichen Wallbefestigung mit starkem Plankenzaun innerhalb des Grabens wurden granitene Bruchsteinmauern. Der Zeitpunkt ihrer Erstellung ist nicht leicht anzugeben; denn dieser massive Bering ist kaum mehr vorhanden, es sei denn, daß der auf der Südseite freistehende Abschnitt mit im 17. Jahrhundert eingebrochenen Schießscharten als solcher anzusprechen wäre.

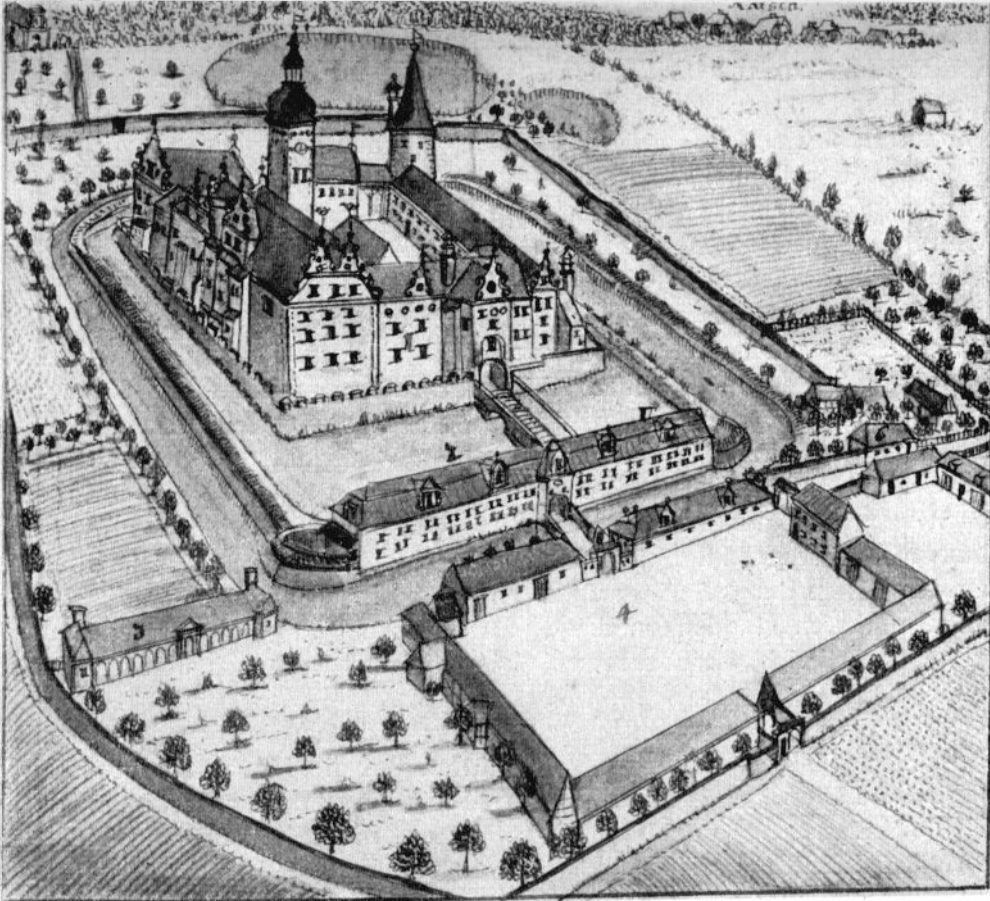


Abb. 37. Schönjohnsdorf von Norden aus von F. B. Werner um 1750.

Mit einem knappen Meter Dicke, die allerdings durch die Jahrhunderte an Volumen eingebüßt haben kann, erscheint er mir etwas schwach, doch spricht der Umstand der nachträglichen Ausstattung mit Schießscharten für ein höheres Alter. Sollte die Außenwand des Flügels auf der Ostseite, die 1, 18 m stark ist, Teil der Burgmauer sein, dann hätten wir die anfängliche Dicke des Beringes gewonnen, der auf der Westseite ganz fehlt und im Norden durch Umbautätigkeit an Ursprünglichkeit eingebüßt hat. Das regelmäßige Rechteck des Beringes ist entweder bei der Abwendung von der gewiß mehr der Rund- oder Vieleckform sich nähernden Umwallung aus Erde oder in einem weiteren Planungsstadium entstanden, das dann auch vier Dreiviertelzylindertürme an allen oder mindestens zwei an den Südecken vorsah. Von diesen ist nur noch einer im Südwesten erhalten. Der Zeitpunkt der Neuordnung dürfte vor 1450 fallen, ein reichliches Jahrhundert nach dem ersten massiven Umgürtungsbau,

der wahrscheinlich auch einen Turm besaß, von dem ein Rest nicht mehr sichtbar ist. Denn der hohe Treppenturm im Hofe gehört erst dem Beginn des 17. Jahrhunderts an.

Die Rekonstruktion des Burgbildes um 1500 ist durch die Erhaltung des runden Eckturmes gut möglich. Seine Wandung von $1\frac{1}{2}$ m Dicke läßt allerdings den Schluß auf eine erheblich größere Stärke des Beringes als oben angenommen war, zu, eine Zweimetermauer würde der festgelegten Wandstärke des Eckturmes besser entsprechen. Diese Folgerung ist nicht außer acht zu lassen.

Die Ausstattung des r. 8 m im Durchmesser starken Turmzylinders mit Schlüsselscharten am oberen Rande, d. h. an der Brüstung seines Wehrganges, gibt gleichfalls einen Anhalt für die vorgenommene Datierung. Das Stichkappengewölbe des Erdgeschosses ist jüngeren Ursprunges. Die Gesamterscheinung mit einer um 2 m den Wehrgang des Beringes überragenden Höhe von etwa 10 m wurde von einem Kegel- oder Pyramidendach wie auch jetzt bekrönt. Das Bild der Burg des endenden 15. Jahrhunderts vervollständigt sich zu einem Rechteckhof mit 2 oder 4 Zylindern an den Ecken der 4 Beringwände, an welche innen angelehnt die Gebäude an drei Seiten standen, niedriger als der Wehrgang, um dessen Verteidigungswert nicht herabzusetzen. Die Torfront war nach üblicher Weise ungebaut.

Zwischen dem 15 bis 18 m breiten Graben und dem Bering wurde wenige Jahrzehnte darauf ein Erdwall geschüttet, um die Mauer an ihrem Fuße gegen die Einwirkung feindlicher Artillerie zu schützen. Der Anbau eines Halbzyliinderturmes oder einer Bastei von 8 m Breite und 5 m Tiefe am westlichen Ende der Nordseite fällt deshalb besonders auf, weil hier ein befestigungstechnisch gleichwertiger Eckturm verdrängt wird. Die Anwesenheit des neuen Baukörpers an dieser Stelle ließe sich eigentlich nur durch das Fehlen oder den Einsturz eines Eckturmes erklären. Ein Grund für die Erstellung hätte in der Notwendigkeit eines stärkeren Flankenschutzes für das Tor bestehen können, dessen Form und Verteidigungswert gerade durch die Einfügung der Bastei eine Erläuterung im Sinne einer unsicheren Haltung fände.

Eine ausnehmend großartige Verstärkung des Verteidigungssystems fällt noch in diesen Abschnitt der Burrgeschichte. Es wurde ein ausgedehnter massiver Bering geschaffen, der das gesamte Terrain einschließlich des ganzen Wirtschaftshofes auf allen oder zum mindesten auf den drei südwärts gelegenen Seiten in Abständen von 200 bis 300 m vom Burggraben in Vierecksführung umschloß. Die nur 0,80 m starke und 4 bis 5 m hohe Bruchsteinmauer ist in ihrer gesamten Länge von Schießscharten durchsetzt, deren meterbreiten, mit je einem Steine überdeckten Nischen sich zu senkrechten Schlitzfenstern verengen. Zudem werden die Schießscharten in größeren Abständen von auskragenden Halbzyliindern oder Schalen

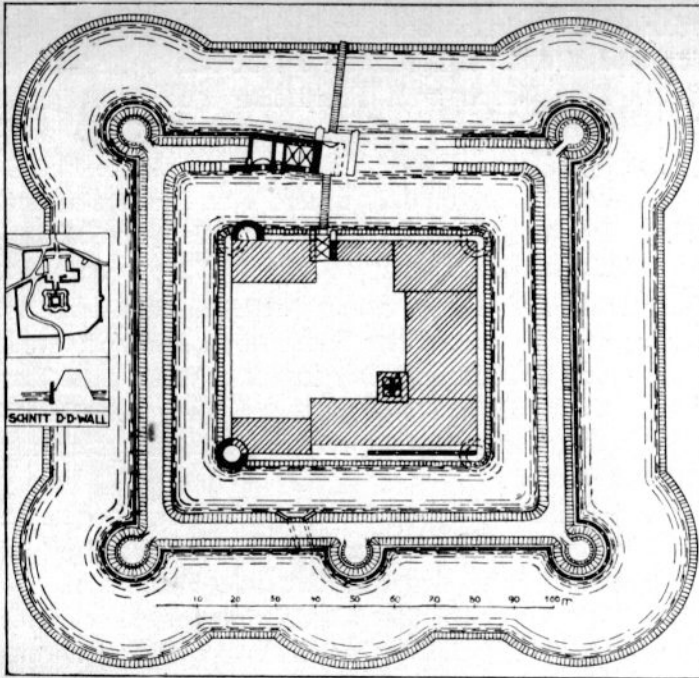


Abb. 38

Grundriß von Schönlöhndorf. Die Bastionen sind als nicht kasemattiert behandelt. Das einstige Walltor ist angedeutet, die Kasematte östlich davon ist wegen ihrer Unbestimmbarkeit weggelassen.

für die Seitenbestreichung unterbrochen. Die Schießscharten im Nordabschnitt sind allerdings neueren Datums, aus dem 17. Jahrhundert, wie das Format der sie umkleidenden Ziegeln erweist. Diese interessante, ähnlich wie Kirchhofwehrmauern gestaltete Verteidigungslinie ohne Graben ist heute noch ziemlich in ganzer Ausdehnung erhalten. F.B. Werner hat sie auf seiner abgebildeten Ansicht eingezeichnet, freilich aus dem Bestreben der Verdeutlichung in zu geringer Distanz vom Schlosse.

In den Anfang der Neuzeit, in die Mitte des 16. Jahrhunderts fallen noch großartigere Erweiterungen des Verteidigungssystems. Die Schaffung eines zweiten, um etwa 10 m breiteren Grabens mit 4 Eckbastionen von 15 m Durchmesser und einer halben in der Mitte der Südseite unter gleichzeitiger Erhöhung des Walles zwischen beiden Gräben ist der erste auffallende Vorgang einer großzügigen Neuordnung. Eine zweite Verstärkung bestand in der Umwehrung des Walles durch eine 0,80 m starke und 4 bis 6 m hohe Mauer, die an dessen äußerem Fuße die Rolle einer Futtermauer spielte, aber auch durch in Abständen von 4 m am oberen Rande eingebaute Schießscharten die Aufgabe eines Wehrganges zugeweiht erhielt. Da diese Mauer auch heute noch die Halbbastei umsäumt, so ist anzunehmen, daß sie ebenso die Eckbastionen umschloß, die jetzt mit geböschten Erdwänden dastehen.

Die Vervollständigung des Systems liegt in dem Einbau eines in etwas schräger Richtung zur ersten Eingangsachse gestellten Walltores, das nach

1700 beseitigt und durch das barocke, in Resten noch sichtbare Portal ersetzt wurde. Es ähnelte wahrscheinlich dem noch zu besprechenden Verbindungsstollen auf der Südseite. Das Tor hatte zu beiden Seiten kassettierten Flankenschutz. Eine durch zwei Freipfeiler gestützte Decke aus 6 Kreuzgewölbefeldern überspannt einen Raum von 5:12 m Ausdehnung, dessen 1 m hohe Schießscharten durch die 1½ m starke Frontwand gehen. Zwei anstoßende Räume von 1,20 m und 4 m Breite sind mit Halbzylindern überwölbt, ebenso ein seitwärts führender, halb verschütteter Stollen, der anscheinend den Zugang auf die Wallkrone herstellt. Jüngerer Datums, zeitigstens aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, scheint die Durchtunnelung des Walles auf der Südseite zu sein. Sie stellt die Verbindung zwischen beiden Gräben her. Der fast 2 m breite und über 3 m hohe, im Stichbogen überwölbte Stollen ist der fortgeschrittenen Befestigungstechnik des 17. Jahrhunderts entsprechend in Schrägstellung, aber noch aus Bruchsteinen erbaut.

Das der Südöffnung dieses Stollens im Zuge der Wallmauer vorgelegte Tor, dessen Pfeiler aus Ziegeln des 17. Jahrhunderts erbaut sind, erhält seinen Flankenschutz durch die dicht daneben liegende Halbbastei.

Die modernisierende Bautätigkeit des 16. bis 18. Jahrhunderts hat vieles beseitigt, anderes an die Stelle von Wehrbauabschnitten gesetzt. Charakteristisch dafür ist der ragende Treppen- und Uhrturm mit seiner Kupferhaube als Erzeugnis der Spätrenaissance, die sich auch an den zahlreichen Giebeln bemerkbar macht. Die Äbte haben neues hinzugefügt, so daß sogar die Torkasematten wie die anliegenden Wallabschnitte auf Werners Bild mit einem langgestreckten Hause überbaut und die ehemaligen hölzernen Zugbrücken als massive erscheinen.

Stadt Wansen.

Die räumliche Entwicklung des Städtchens ist eine ähnliche wie die von Löwen. Das Rückgrat der Ansiedlung bildet hier die Ohle auf der Westseite, deren Überschreitung auf dem Wege von Breslau nach Neisse das verkehrstechnische und wirtschaftliche Moment der Brückenbenutzung liefert. Die Ortsgründung hielt sich in bescheidenen Grenzen, deren Sprengung durch eine starke und genügende, durch Kriegswirren uneinträchtigte Entwicklung nicht eingetreten ist, so daß das Ausbleiben von Reichtum und Zuwachs an Einwohnern eine erhebliche Verbesserung und Verstärkung des anfänglich primitiven Befestigungssystems ausschloß. Diese Mängel und Schwächen wiederum übten eine ungünstige Rückwirkung auf das Gedeihen des Städtchens aus und verhinderten sein Emporblühen zu vollkommener Stadtgröße.

Die Entwicklung der vom Breslauer Bischof Thomas I. urkundlich 1250 und in der Tat 1252 gegründeten Stadt als Verwaltungszentrum eines

in diesem Bezirk zusammengeschlossenen Grundbesitzes und als Absteigeort (Halt) auf dem Wege nach Neisse hat Diözesanarchivdirektor Kurt Engelbert in seiner „Geschichte der Stadt Wansen“ 1927 und 35 eingehend und mit archivalisch gestützter Gründlichkeit geschildert. Selbst die Befestigungen sind darin nicht zu kurz gekommen. Die Veröffentlichung der diesbezüglichen Urkunden mit den Namen der leitenden Baumeister muß dem Autor als Verdienst gutgeschrieben werden. Ihm verdanke ich auch den Hinweis auf die Wallreste bastionärer Form im Südwesten der Stadt.

Die Grundrißgrenze der Altstadt hat sich seit der Gründung in der ursprünglichen, durch den vom Bischof beauftragten locator Johannes veranlaßten Form der Ellipse zum großen Teil bis heute erhalten. Die Aufteilung der langgestreckten, von Osten nach Westen gerichteten Fläche mit verhältnismäßig großem Marktplatz in nur acht Blöcke zeitigte das gewohnte Planungsbild. Indessen sind auch hier einige Verschiebungen eingetreten, die auf das Konto des Wachstums der Gemeinde und einer zunehmenden Beanspruchung unbenutzten Geländes für Bebauungszwecke zurückzuführen ist. Daher hat der Marktplatz offenbar ein Stück zugunsten eines neu eingefügten, nicht sehr tiefen Blockes auf der Westseite eingebüßt, so daß das Rathaus aus dem Mittelpunkt in die Westhälfte des Platzes verschoben erscheint. Zugleich ist die Westgrenze der Stadt in das Überschwemmungsgebiet des Flusses nach einer vorangehenden Uferregelung hinausgerückt worden, so daß hier der jetzige Mühlgraben, der vielleicht ein Abschnitt einer Flußschlinge ist, unmittelbar neben den Wall zu liegen kam. Die Verlegung des Westtores aus der Längsmittelachse, die im Ostteil unangetastet geblieben ist, weiter nach Norden ist die Folge gewesen. Dementsprechend muß auch der Standort der Kirche, die seit dem 15. Jahrhundert in der Mittelachse liegt, gewechselt haben. Der Zeitpunkt dieser urkundlich unbekanntenen und nur aus dem Stadtgrundriß ablesbaren Planungsänderung kann in der Epoche der Erholung von den Hussitenverwüstungen aber auch früher liegen. Jedenfalls muß er vor der massiven Erbauung der Kirche gesucht werden.

Die im Ostteil heute reiner und ursprünglicher zutage tretende Form der Ellipse des Stadttumfanges ist die der Befestigung durch einen Wall, der sich besonders auf der Westseite und den anliegenden Abschnitten aus dem Gelände deutlich hervorhebt. Der begleitende Graben dagegen ist nur noch an der Südfront wahrnehmbar.

Der Wall des 13. Jahrhunderts trug bestimmt einen Plankenzaun. Nach der Schilderung Bartel Steins bestand 1512 diese Wand aus Lehm (maceria), also hatten sich die Wansener vorher eine mit Lehm ausgesetzte Fachwerkwand als eigentlichen Abschluß und als Brustwehr geleistet. Im Jahre 1580 befanden sich Wall und Graben nach einem Visitationsbericht in denkbar schlechtestem und verwahrlostem Zustande. Daher Bischof Andreas

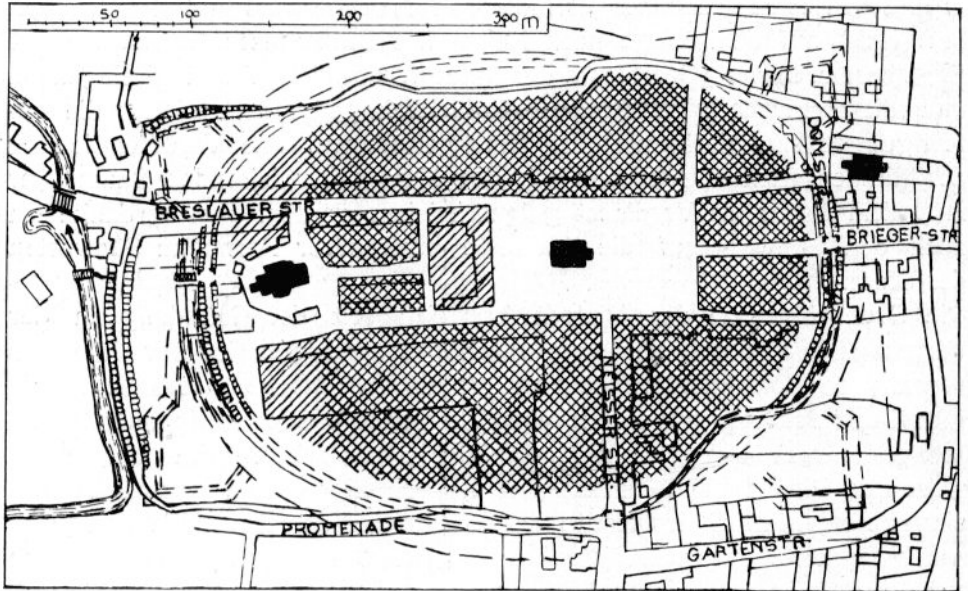


Abb. 39. Grundrißentwicklung von Wansau. Mittelalterlicher Wall und Graben auf der Westseite, Bastionen an den Ecken angedeutet.

von Jerin 1590 eine umfassende Wiederherstellung der Befestigungsanlage begann. Als leitender Fachmann und Ingenieur wird neben dem Teichmeister Melchior Festenberger der Breslauer Festungsbaumeister Hans Schneider von Lindau vom Bischof hinzugezogen. Dessen Auftreten in Wansau, vorüber der Rat am 25. 4. 1594 an den Bischof berichtet, daß der Wallgraben samt einer Brustwehr richtig ausgesteckt und ausgemessen sei, gibt der zunächst merkwürdig und rückständig erscheinenden Maßnahme der Erneuerung ein erheblich anderes Gesicht. Die modernisierte Form des Walles, der nach ebendemselben Bericht schmäler als der alte wurde, bestand in seiner Ausstattung mit einer Brustwehr aus demselben Material Erde und „Haarweiden oder Zaunruten“. Wie weit auf den pallisadierten Abschluß, wenigstens in enger Verbindung mit Wall und Brustwehr, verzichtet wurde, bleibt offen. Die Linienführung des neuen Walles erhielt von dem Ingenieur gleichfalls Abänderung im Sinne bastionärer Flankierungslösungen, worauf die noch gerade erkennbaren Umrißlinien von Bastionen zum mindesten an den vier Ecken deuten.

Auch die Erneuerung der **Tore** an den drei Ausfallstraßen nach Breslau, Brieg und Neisse wurde vom Bischof tatkräftig durchgeführt. Was davon bereits in Massivausführung dastand, entzieht sich der Kenntnis. Als Architekt wird der bischöfliche Baumeister Hans Holzhammer genannt. Der **Neisser Torturm** war zuerst fertig, sein Bild mit vor-

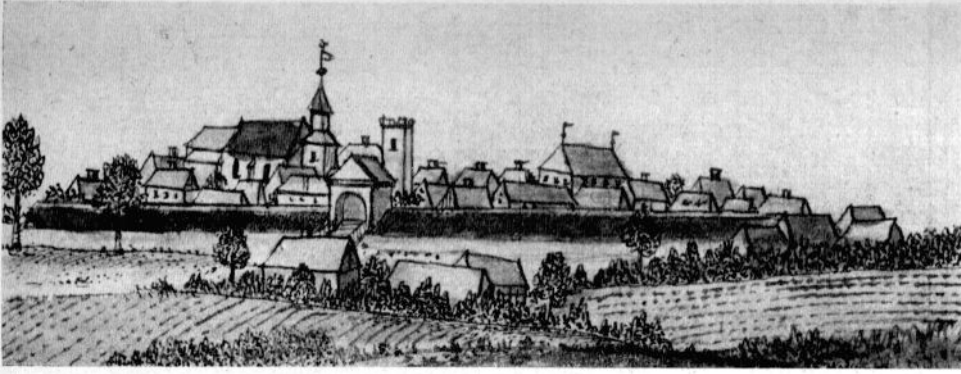


Abb. 40. Stadt Wanssen von Süden aus von F. B. Werner.

gesetztem Torhaus tritt uns in deutlicher Zeichnung auf F. B. Werners Ansicht entgegen. Seine Höhe ist von jenem gewiß übertrieben dargestellt worden. Am 13. 3. 1594 fragt der Wansener Rat an, ob der **Breslauer Torturm**, der bis zum Dach fertig sei, ebenso hoch wie der Neisser angefertigt werden solle oder ob „Hans Holzhammer ihn auf andere Gestalt zu bauen Bericht gegeben habe“. Die Abschlußarbeiten an den Toren wie an Brücken und Zugbrücken zogen sich noch hin, das Jahr 1590 aber wurde als Anfangsdatum auf einem Wappenrelief des Bischofs eingemeißelt, das er am Neisser Torturm anbringen ließ und das heute als Rest dieses Baues am Hause Neisser Straße Nr. 15 eingemauert hängt. Die bevorzugte Stellung und Gestaltung dieses Torturmes dokumentiert sich so, er ist auch von Werner in den Vordergrund der Zeichnung gestellt worden. Auf ihr ist von den beiden anderen Tortürmen nichts zu sehen, sonst wären sie von dem stets zum Schmeicheln geneigten Werner mitaufgenommen worden. Wahrscheinlich hatten sie nur ein Stockwerk über der Durchfahrt und die notwendige Höhe, um eine Zugbrücke zu stützen. Friedrich Lucae sah 1689 die „starken gemauerten Tortürme“, J. G. Knie 1845 nur noch den am Neisser Tore.

Register

Orts- und Sachverzeichnis

- Alt-Köln 48—50
Amsterdam 31
Bohrau, Markt 113
Bolkoburg 78
Breslau 4, 11, 12, 28, 34, 40, 51, 61, 68, 81, 87, 113
Brieg 3—47, 61, 73, 79
Anzucht 9, 10
Bär (Staudamm) 33
Basteien 25—28 *Fun. T. Bräuwerk*
Bastionen 4, 5, 25, 27—40
Burg, erste 7, 10, 11, 20, 41—46
Burg, zweite s. Schloß
Erdbogen 18
Eskarpe 33
Faussebraye 33—36
Halbmonde 34, 38, 40
Hornwerk 40
Kasernen 14, 17, 38
Kavaliere 36
Kirchen 27, 31, 38
Klöster 10, 13, 16, 31
Kontereskarpe 35, 37
Mauertürme 14, 22—25, 38
Mühlen 14, 18, 22, 24, 28, 33, 36, 40
Orillion 38
Pforten 17, 22, 26, 36
Pulvermagazine 38
Ravelins 33, 34, 40
Schalen 23, 24, s. auch Mauertürme
Schanzen 36, 38
Scharwachtttürmchen 18, 24
Schießscharten 16, 18
Schlachthof 36
Schloß 12, 15, 20, 27, 38., 40, 45—47
Stadtmauer 12—25, 28, 42, 44
Stadtplanung, älteste 6—12
Stockhaus 14
Tenaillewerke 36, 39
Tore 8—12, 14—16, 18—25
Walltore 25, 27, 29, 31, 44
Wasserturm 24
Wehrgang 16, 18
Weichhäuser, s. Mauertürme
Zeughaus 31, 38, 39
Zinnen 16, 18, 21
Zwinger 25, 26
Zwingerhof 25
Giersdorf, Kr. Brieg 48
Jeltsch 73, 80—84
Kantersdorf 48, 49
Karisch, Kr. Strehlen 113
Karlsmarkt s. d. f.
Ketzernsdorf Schloß 4, 48—54
Köln s. Alt-Köln
Kreuzburg 3
Kurtwitz, Kr. Strehlen, 113
Laskowitz s. Markstädt
Lichten, Kr. Brieg 48
Löwen 47, 54—58, 76, 118
Burg 56, 58
Schloß 57
Stadtplanung 56
Lossen, Kr. Brieg 48
Lugano 46
Madenburg i. H. 101
Markstädt 83
Michelau, Kr. Brieg 48
Mollwitz, Kr. Brieg 48
Münsterberg 4, 85
Namslau 18
Neumarkt 8, 69, 87
Nimptsch 3, 4, 85
Ohlau 3, 59—81, 87, 110 *Fun. T. Bräuwerk n. 72-80*
Basteien 73, 78
Bastionen 73—75, 78—80
Burg, erste 62, 64, 76, 77
Burg, zweite s. Schloß
Güßerker 69
Hornwerk 78, 79
Kirche 62, 77
Kontereskarpe 74
Mauertürme 59, 60, 61, 72, 77
Mühlen 74, 77, 79
Pforten 72
Schalen 72, s. a. Mauertürme
Schanzen 80
Scharwachtttürmchen 69, 70
Schießscharten 68, 69
Schloß 16, 48, 59, 60, 62, 66, 72, 74, 77—80
Stadtmauer 16, 59, 60, 64—73
Stadtplanung, älteste 61—64
Stockhaus 65
Tenaillewerk 80
Tore 62—64, 70—76
Wehrgang 68, 69
Weichhäuser 72, 77, s. a. Mauertürme
Zinnen 64, 68, 69
Zwingerhof 73
Oppeln 11, 17
Prauß, Kr. Strehlen 113
Preßburg 32
Prieborn 112
Riebzig, Kr. Brieg 53
Ritschen 80
Rosenthal, Kr. Brieg 48
Rummelsberg 85, 89, 113
Runkelstein b. Bozen 101
Schönfeld, Kr. Strehlen 113

Sum. T. Braucowski
s. 113-118

Schönjohnsdorf 85, 106, 107, 113—118
Schurgast 53, 56, 58
Steinkirche, Kr. Strehlen 89
Strehlen 3, 30, 68, 76, 85—112 *Sum.*
Altes Schloß 88, 112 *T. Braucowski*
Basteien 102—107, 117 *s. 106-110*
Burg 88, 92—97, 102, 110—112
Gotthardkirche 86—92
Kloster 88, 92, 107, 108, 111, 112
Mauertürme 87, 90, 92—98, 102—104
Michaelkirche 87—90, 92
Schalen 103, s. a. Mauertürme
Schießscharten 96—98, 104—108

Stadtmauer 17, 88—112
Stadtplanung, ältere 87—91
Tore 86, 94, 98, 101, 102, 106—110
Umlauf 96
Wehrgang 96—98, 101, 104
Weichhäuser 103
Zwinger 98, 102, 106—109
Zwingerhof 108, 109
Zwingermauer 98, 106—108
Wansen 59, 80, 112, 118—121
Bastionen 119—121
Stadtplanung 119
Taxe 20, 121
Tore 120, 121

Verzeichnis der Künstler, Kunsthandwerker und Techniker

Bm = Baumeister, Mm = Maurermeister, Zm = Zimmermeister, Stm = Steinmetz,
B = Bildhauer, M = Maler

Arnold Jon. Friedr., Baudir. 38
Bach Karl M 18
Bourdet K. H. Ing. 40
Dürer Albrecht M 28
Festenberger Melch. Teichmeister 121
Filitz E. jun. Feldmesser 14, 23
Fischer Vermess. Kond. 23
Freund Joh. Ant. von, Ing. 40
Geiseler A. V. Bauinsp. 39, 40, 112
Geppert Fabian Mm 30
Gründel Joh. Mor. Ing. 35
Haas Joseph Ing. 87, 88, 102, 112
Harroy, von Ing. 40
Hedwig(er) Christoph Ing. 36
Heinrich Gerh. s. Hendrik
Held Friedr. Verm. Kond. 23
Hendrik Gerhard B 31
Hindenberger Andr. Ing. 33—35
Holzhammer Hans Bm 121
J. K. B 46
Illing Bauinsp. 23
Kitschmann J. G. Bauinsp. 42—44
Kockert Mich. Mm 30
Contareni, Graf von Ing. 36
Kruis (Kreuz), Peter von Ing. 39
Langhans K. G. Bm 17, 38, 39
Lukas Hans Bm 112
Mayer Joh. Euseb. Ing. 14, 16, 17, 23, 33—36
Marienberger Christian Ing. 14, 23,
28, 32, 36, 79, 84
Mützel Heinrich M 18
Niuron Bernhard Bm 28, 30
Niuron Peter Bm 27, 28, 30, 32
Parr Jakob Bm 46, 78
Parr Franz Stm u. Bm 46
Pasquelin Ing. 32, 33
Petri Ing. 38
Pläschke P. G. 87, 102, 108, 109
Pohlmann Joh. Mart. Baudir. 39
Rottengatter Mm 38
Säbisch, Val. von Bm. 13, 14, 15, 23, 32,
34, 63, 66, 72—74, 82, 83
Schmidt J. G. Kupferstech. 105, 106
Schneider Hans von Lindau Bm 121
Schobert Georg Mm 30
Schwartz Hans Mm 17
Storch Ing. 38
Tannberger Lorenz Mm 18
Tiede F. D. Bauinsp. 60, 65, 70, 72
Walrave H. C. Ing. 37—40
Walther Andreas I B 46
Wenzel aus Böhmen, Teich- oder Schanz-
meister 25
Werner F. B. Architekturzeichner 5, 7,
15 ff.
Ziegler Joh. Mich. Ing. 36, 79

Im Heydebrand Verlag in Breslau 1

Von **Dr. phil. habil. Kurt Bimler**

Das Breslauer Rathaus 1941, reich illustriert, geb. 2,20 RM.

Die schlesischen massiven Wehrbauten 1940 ff.

Band 1. Im Fürstentum Breslau: Kreise Breslau · Neumarkt · Namslau.
Mit vielen Abbildungen, geb. 4,— RM

Band 2. Im Fürstentum Brieg: Kreise Brieg · Ohlau · Strehlen. Mit
vielen Abbildungen, geb. 4,— RM.

Band 3. Im Fürstentum Öls: Kreise Öls · Gr. Wartenberg · Militsch · Trebnitz · Wohlau · Steinau (In Vorbereitung)

Von demselben Verfasser auch

Die Schlesische Renaissanceplastik 1934/7, mit 70 Abb., geb. 12,— RM.

Die Neuklassische Bauschule in Schlesien, reich illustriert,

Heft 1 Baudirektor Val. Ch. Schultze (Neubearbeitung in Vorbereitung)

„ 2 Karlsruhe in Oberschlesien 1930 ungeb. 2,— RM.

„ 3 Die Industrieanlagen in Oberschlesien 1931 „ 2,70 „

„ 4 Karl Gottfried Geißler 1935 „ 2,— „

Quellen zur schlesischen Kunstgeschichte, jeder Band gebund. 3,30RM.

Heft 1 (1936) Architectura Wratislawiensis von S. B. Klose
Baugeschichte der Magdalenen- und Elisabethkirche aus ihren
Rechnungsbüchern bis 1850

„ 2 (1937) Die Steinmetzen der Breslauer Zunft 1475 bis 1870
Zur Kunstgeschichte der Magdalenen- und Elisabethkirche

„ 3 (1938) Die Maurermeister der Breslauer Zunft 1475 bis 1870
Zur Kunstgesch. der Barbara-, Bernhardin- und Christophori-
kirche
Veit Stoß der Jüngere in Frankenstein

„ 4 (1939) Die Zimmermeister der Breslauer Zunft 1457 bis 1870
Zur Kunstgeschichte der katholischen Stadtkirchen in Bres-
lau. Ihre Grabmäler
Das erste Bauamtsmemorial der Stadt Breslau
Der Bildschnitzer Hans Albrecht von Lübeck

„ 5 (1940) Das zweite Bauamtsbuch der Stadt Breslau
Der Breslauer Ring
Zur Baugeschichte der Breslauer Burginselklöster und ab-
gebrochenen Kirchen
Der Bildhauer Stephan Briccius
Die Anfänge des Oberschles. Landesmuseums in Beuthen
Berichtigungen

„ 6 (1941) Der Breslauer Dombaumeister Peter Rote aus Halle
Zur Baugesch. der Breslauer Magdalenenkirche
Zur Baugeschichte von Stadt und Kreis Namslau
Nicht Stephan Briccius, sondern Briccius Gauske der Meister
der Breslauer Rathausfassaden
Berichtigungen und Ergänzungen



3/5

BIOTEKA GŁÓWNA

~~12/14~~

120431

II

124 B/1/1